

DIE SCHACHTGRÄBER VON MYKENAI.

(Hierzu Tafel XV-XX).

Volle vierzig Jahre sind vergangen, seit Heinrich Schliemann die Fürstengräber auf der Burg von Mykenai entdeckte und durch die Schätze, welche sie bargen, unsere Wissenschaft um ein grosses, ungeahntes Gebiet erweiterte und bereicherte. Der Sommer 1876 hat uns den Weg in dieses Gebiet eröffnet, und schon im Winter 1878 legte der glückliche Entdecker in seinem Werke über Mykenai den Grund zur Erforschung der mykenischen Cultur. Ein Jahr darauf haben A. Furtwängler und G. Loeschcke die keramischen Funde aus jenen Gräften in einer bis heute vorbildlichen Weise veröffentlicht (Mykenische Thongefässe, Berlin 1879). Der gesamte Inhalt der Schachtgräber aber wurde alsbald nach Athen gebracht und im Nationalmuseum aufgestellt. So hatte ein gnädiges Geschick diese einzigartigen Schätze vor der Zerstörung oder Zerstreuung bewahrt und der wissenschaftlichen Forschung von Anfang an zugänglich gemacht. Angesichts ihrer hohen Bedeutung für Kunst und Geschichte, sowie des Aufsehens, das ihre Entdeckung in der Welt hervorrief, muss es Wunder nehmen, dass sich die Archaeologie nicht viel eingehender mit ihnen beschäftigt hat. Natürlich sind diese Monumente immer wieder erwähnt und einzelne unter ihnen auch ausführlicher besprochen worden. Schuchhardt in seinem Werke über Schliemanns Ausgrabungen (2. Aufl. 1891), Milchhöfer in seinen Anfängen der Kunst in Griechenland (1883), Perrot im VI. Bande seiner Histoire de l'Art (1894), Tsuntas und Mannatt in ihrem Mycenaean Age (1897) — um nur die Wichtigsten zu nennen — widmen ihnen ganze Capitel; Wolfgang Reichel hat uns leider vor seinem frühen Tode von den Früchten seiner eingehenden Studien nur wenige mitteilen können (Homerische Waffen, 2. Aufl. 1901; Vorhellenische

Götterculte 1897). Für die Abbildungen behalf man sich grösstenteils weiter mit Schliemanns zahlreichen, aber unseren modernen Forderungen längst nicht mehr genügenden Illustrationen, und nur die vortrefflichen galvanoplastischen Nachbildungen E. Gilliérons (Geislinger Metallwarenfabrik, letzter Katalog 1911, mit Vorrede von P. Wolters) verbreiteten auch ausserhalb Athens die Kenntnis des hohen künstlerischen Wertes, den die mykenischen Schmucksachen, Waffen und Geräte besitzen, den aber die überwiegend antiquarische Forschung auf diesem Gebiete niemals nach Gebühr gewürdigt hat.

Als dann die grossen Ausgrabungen auf Kreta ein neues, überraschend helles Licht auf die Cultur des II. Jahrtausends im aegaeischen Meere warfen, trat das Interesse an den festländischen Monumenten mehr in den Hintergrund. Gebildet von jenem neuen Bilde, das um viele Züge reicher war, neigten die Meisten allzuleicht dazu, alles bisher 'mykenisch' Genannte nun kurzweg 'kretisch' umzutaufen, und Mykenai galt Vielen nun geradezu als eine Provinz der minoischen Cultur. Es hat freilich an warnenden Stimmen nicht gefehlt, welche die selbständigen Züge der festländischen Kunst gegenüber der kretischen betonten und die Bedeutung der ersteren hervorhoben¹. Indessen vermissen wir eine umfassende und eingehende Behandlung dieses wichtigen Themas, die auf langen Vorstudien in Athen nicht minder als in Candia fussen und über ein sehr viel reicheres und besseres Abbildungsmaterial, als es bisher vorliegt, verfügen müsste². Eine der allerwichtigsten Quellen unserer Kenntnis aber bleiben, auch nach den kretischen Funden, die Schachtgräber

¹ Besonders erwähnenswert sind: F. Noack, *Homerische Paläste* 1903; *Ovalhaus und Palast auf Kreta* 1908; W. Dörpfeld, *AM.* XXX 1905, 257-XXXII 1907, 576; D. Mackenzie, *BSA.* XI 181 ff. XII 250 ff. XIV 386 ff.; Kurt Müller, *AM.* XXXIV 1909, 269 ff., 317 ff.; G. Rodenwaldt, *AM.* XXXVII 1912, 136 ff.; *Tiryns II* 184-204; Rizzo, *Storia d. arte greca I* 136 ff., 161 ff.; Dussaud, *Les civilisations préhelléniques*² 1914, 146 ff. 172 f.; Wolters in *Springer-Michaelis, Kunstgesch.* I¹⁰ 1915, 121 ff.

² Staïs, *Guide illustré du Musée National, Coll. Mycénienne*, 2. Aufl. 1915, enthält eine Fülle wertvoller Einzelbeobachtungen.

von Mykenai. Ja, sie bilden den festen Eckstein jedes Versuches, die wechselseitigen Beziehungen zwischen Kreta und dem Festlande in der Blütezeit minoisch-mykenischer Kultur darzustellen¹. Da das Erscheinen einer seit Jahren vorbereiteten Publication der Schachtgräber und ihres Inhalts durch den Krieg verzögert wird, lege ich vorläufig im Folgenden die Resultate vor, die sich mir für jene Beziehungen zu ergeben scheinen².

I. LAGE UND GESTALT DER GRÄBER.

Der Burgfelsen von Mykenai besteht aus einem rotbraunen, an der Luft dunkelgrau verwitternden Kalkstein; dasselbe Gestein hat auch zumeist die mächtigen Blöcke der Ringmauer geliefert. Ursprünglich verlief diese oberhalb des Löwentores bis zu der grossen Aufgangsrampe, die damals ebenso ausserhalb der Burg lag wie heute noch die entsprechende, grossartigere Rampe von Tiryns. Das Löwentor und der lange, im Süden anschliessende Mauerbogen bis zur Schlucht des Chavos-Baches bilden eine spätere Erweiterung der Burg, die fortificatorisch nicht geboten war³; denn wäh-

¹ Im Folgenden gebrauche ich die Bezeichnung minoisch ausschliesslich für die bisher im mittleren und östlichen Kreta gemachten Funde — West-Kreta ist für uns noch ein unbekanntes Land —, mykenisch für die festländischen Funde, denen sich die von den Inseln, Aegina, Euboia, Rhodos, um nur die wichtigsten zu nennen, anreihen.

² Ein kleiner Teil dieser Bemerkungen steht schon in einem für den Internationalen Archaeologencongress in Rom (1913) geschriebenen Vortrag. Die Pläne und Schnitte (Taf. XV. XVI) verdanke ich P. Sursos. Als Nullpunkt seines Nivellements hat er die Schwelle des Eingangs zum Plattenring gewählt (nach Steffen, Karten von Mykenai, 240, 5 ü. M.).

³ So schon Adler, Arch. Ztg. 1876, 197. Im Text zu den Karten von Mykenai (1884) hat Hauptmann Steffen der strategischen Lage von Mykenai und seiner Befestigung eine sorgfältige Untersuchung gewidmet, die viel zu wenig benützt und gewürdigt wird. Ich betone dies um so lieber, als ich in Bezug auf das Löwentor und die anschliessende Südwestmauer Steffens Erklärung (S. 30 f.) für irrig halten muss. Keines seiner Argumente ist wirklich beweiskräftig, das scheinbar wichtigste, die geringe Stärke der Mauern beiderseits der Rampe, ist durch spätere Ausgrabungen nicht bestätigt worden. So muss ich, trotz Tsuntas, Παρὰ τὰ 1890, 35, annehmen.

rend die alte Ringmauer hier im Südwesten, wie überall, auf der steilen Höhe des Felsens verlief, wurde durch jene Erweiterung ein Gebiet in die Burg einbezogen, das schon unterhalb des eigentlichen Abhangs, auf einer zum Teil verhältnismässig ebenen Fläche lag und daher schwerer zu verteidigen war. Deshalb ist die erweiterte Ringmauer hier auch bis zu einer viel grösseren Höhe aufgeführt worden.

Welche Gründe zu diesem Ausbau der Burg führten und wann er erfolgt ist, das lehren uns eben die Schachtgräber.

Nach dem ständigen kretisch-mykenischen Brauche wurden die Fürstengräber ausserhalb der Burg angelegt. Das beweisen die Ausgrabungen zur Genüge. Mykenai bildet die einzige, aber auch nur eine scheinbare Ausnahme. Wo es möglich war, wurden die Gräfte in unmittelbarer Nähe der Burgen erbaut; man denke nur an Thorikos, Orchomenos, Kakovatos. Wo aber die unumgängliche Vorbedingung, ein weiches, leicht auszuhebendes Gestein, nahe der Burg nicht vorhanden war, musste man sich bisweilen weitab geeignete Stellen für die Gräber suchen. Dafür bieten in Tiryns das Kuppelgrab und andere, noch nicht geöffnete Gräfte am Ostabhang des H. Elias (AM. XXXVIII 1913, 347 ff.) schlagende Beispiele. In Mykenai lagen nun die Verhältnisse ungewöhnlich günstig; denn wenige Meter westlich und südwestlich von der alten Aufgangsrampe hört der harte Kalkfels auf, und der Ausläufer des Abhangs besteht aus einem sehr weichen, bröckeligen Conglomerat, in dessen rosa- bis braunrot gefärbter Masse kleine (seltener grosse) graue Kalksteinkiesel stecken. Dieser Conglomerat, offenbar aus dem verwitterten Burgekalkstein und Sand zusammengesintert, ist für die Anlage von Gräbern vorzüglich geeignet. Und so sind denn auch hier die Grabschachte für die ersten Fürsten von Mykenai ausgehoben worden. Unregelmässig am Abhang verteilt, bald seicht, bald sehr tief, je nach den Bedürfnissen und der Zahl der Toten klein oder gross, sind diese sechs Gräber eng zusammengedrängt worden, so weit das beschränkte Stück weichen Felsens reichte¹. An ihnen

¹ Man erkennt die Niveauverhältnisse auf den Schnitten durch das

vorbei mag der Weg zur Burg geführt haben, fast unmittelbar über ihnen ragten schirmend Rampe und Mauer. So konnte man bei feindlichen Einfällen die Fürstengräfte leichter als gewöhnlich verteidigen.

Der Conglomerat war so weich und widerstand der Feuchtigkeit so wenig, dass man schon bei der Anlage der Gräfte gezwungen war, die Wände der Schachte durch Luftmauern aus kleinen unbehauenen oder kaum behauenen Steinen zu verstärken. Diese bestehen nur zum kleinsten Teile aus dem gewöhnlichen Kalkfelsen der Burg, in überwiegender Masse aus einem noch härteren, hellgrauen Kalkstein mit schwarzen Adern, der in unregelmässigen Blöcken, und einem schiefergrauen, der in Platten bricht. Auch wirklicher Schiefer kommt vor. Als Füllsel dienen allerhand kleine Brocken und Platten. Dagegen ist von den Schistplatten, die Schliemann im II. Grabe fand (Mykenae 334), nichts mehr zu sehen. Sie dienten offenbar dazu, über einer Balkendecke den Schacht abzudecken. Aus dem III. Grabe sind auch noch vier kupferne Kästen, Verkleidungen von Balkenköpfen, erhalten (Mykenae 240).

Nicht gar lange Zeit nach der Anlage der sechs Schachte, die zeitlich eng zusammengehören (unten S. 152 ff.), hat man das Bedürfnis empfunden, diese Fürstengräfte zu einem geschlossenen Grabbezirk zu vereinigen. Zu diesem Zwecke wurde im Westen und Süden eine doppelte, hohe Stützmauer aufgeführt, die auf der Sohle des Abhangs steht und in annähernd kreisrundem Bogen die Gräfte umschliesst¹. Die innere Mauer steht senkrecht, die äussere ist nach aussen geböschet; beide reichen bis zu der Fläche hinauf, wo der weiche Conglomerat an den Burgkalkstein ansetzt. Die Böschungsmauer ist zum grössten Teile noch in ihrem alten Zustande erhalten, nur im Süden und Südosten weitgehend ausge-

Gelände, Taf. XVI. Bei der Zählung der Gräber folgen wir Stamatakis. Die alte Schliemannsche Zählung weicht von jener insofern ab, als Schliemanns Grab I unserem V, sein II unserem I, sein V unserem II entspricht.

¹ Um unnötige Arbeit zu ersparen, hat man den Bogen so eng an die Gräber gelegt, dass er sogar eine Ecke des VI. überschneidet.

bessert und ergänzt; die innere Stützmauer, ebenso wie die Luftmauern in den Schachten, waren bei der Ausgrabung so baufällig, dass sie von Schliemann und Stamatakis fast durchweg neu wieder aufgebaut werden mussten¹.

So war nun der Unterbau für den berühmten Plattenring gegeben, der im Osten auf den hier planierten Burgfelsen übergreift und so einen vollen Kreis bildet. Nur an der Rampe reichte der Raum nicht ganz; darum ist der Ring hier ein klein wenig abgeplattet (s. den Plan Taf. XV und unten S. 123). Über die Construction dieser einzigartigen Anlage geben unsere Abb. 1-3 Aufschluss. Die mächtigen

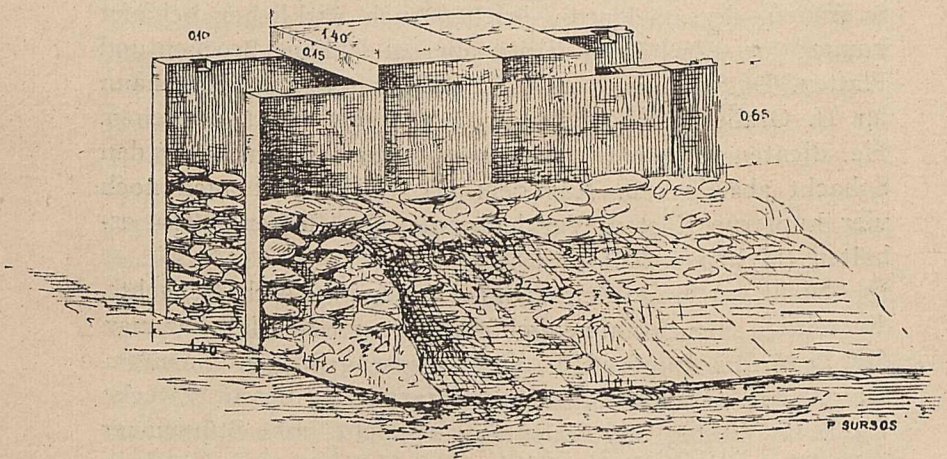


Abb. 1. Ein Stück des Plattenrings.

Platten, aus gelbbraunem, seltener dunkelgrauem Sandstein — demselben Material, aus dem die meisten Grabstelen der Schachtgräber bestehen — stecken in einer 0,20-0,40 m hohen Steinpackung, die ursprünglich wohl noch mit Erde auf-

¹ Den Beweis dafür bildet, abgesehen von den Aussagen mehrerer Augenzeugen, das Fehlen der mit Scherben durchsetzten Lehmfüllung in diesen Mauern, während eine solche in der äusseren Böschungsmauer erhalten ist. Auch auf dem Plane Karten von Mykenai 2 sind sie als 'Stützmauern aus neuester Zeit' bezeichnet.

gehöht war¹. Doch sind die Grenzen der Aufschüttung an Verwitterungsspuren nirgends zu erkennen.

Die Platten sind verschieden hoch, je nachdem sie im Osten auf dem Felsen, oder auf der tiefer liegenden Böschungsmauer im Westen stehen. Leider sind hier fast alle zerbrochen; nur die Torgewände und eine grosse Platte auf der NW-Seite (H. 2,11) sind intact und messbar. Im Osten müsste man erst den Boden reinigen, um die Höhen voll zu messen. Die Breiten schwanken zwischen 0,43 und 1,32 (meist 0,80-1,05), die Dicken zwischen 0,12 und 0,23 (meist 0,17-0,20).

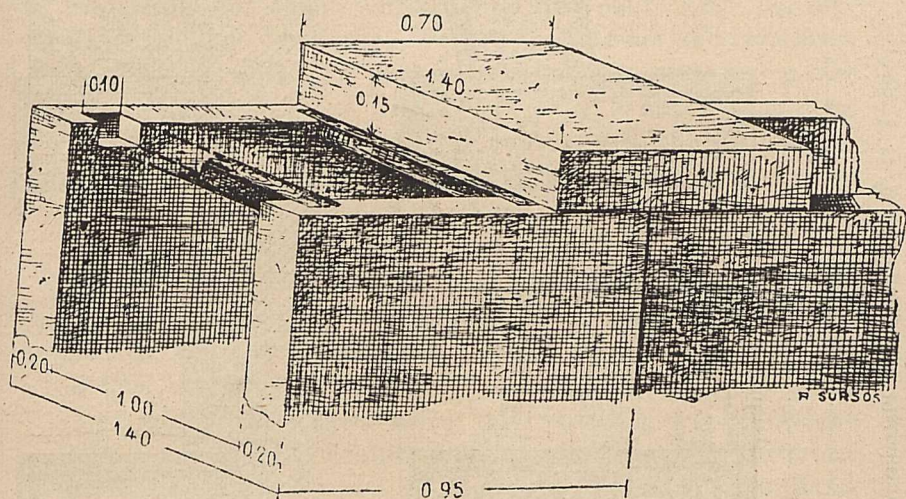


Abb. 2. Construction des Plattenrings.

Seitlich sind die Platten gar nicht verbunden; dagegen wurden die einander gegenüberstehenden oben durch Querhölzer auseinander gehalten, wie Leeren im Rande jeder Platte beweisen (Abb. 2. 4)². Diese Hölzer halfen zugleich die Deckplatten tragen. Eine solche Stütze war nötig; denn die wenigen noch an ihrem Orte erhaltenen Deckplatten (ein halbes

¹ Diese Steinpackung ist nur im südlichen Teile der Osthälfte, über dem gewachsenen Felsen, gut erhalten.

² Meist befinden sich auf jeder Platten zwei Leeren, seltener eine oder drei. Gelegentlich steht auch eine Platte so, dass sie gar keine Leere trägt,

Dutzend im Osten)¹ sind allesamt in der Mitte gebrochen und eingesunken, weil ihnen das Auflager der längst vermorschten Querhölzer fehlte. Daraus ergibt sich ferner, dass der Plattenring ursprünglich im Innern hohl, nicht mit Erde gefüllt war.

Ganz eigenartig ist die Gestaltung des Eingangs zum Plattenring: doppelte Anten, nach aussen mehr als zweimal so weit vorspringend als nach innen, bilden die Gewände des 2,50 m breiten Torwegs, dessen Schwelle aus drei mächtigen Platten besteht (Abb. 3. 4). Von einem Verschluss ist nirgends eine Spur vorhanden². Frei und offen lag der Eingang zum fürstlichen Friedhof, in seiner schmucklosen Einfachheit wirkt er ebenso monumental wie der ganze Plattenring.

Nun müssen wir auch die Böschungsmauer des Plattenrings näher untersuchen. Diese setzt im Norden genau an der Grenze des harten Kalkfelsens an, auf dessen unregelmässigem, nur ganz wenig abgearbeitetem Ausläufer ihre ersten Blöcke ruhen. Hier war, dem Terrain entsprechend, nur eine niedrige Mauer nötig. Nach Süden aber nimmt sie an Höhe sehr bald zu und ist stärker geböschet, die Blöcke der untersten Lagen sind entsprechend der schweren Last, die sie zu tragen haben, fast durchweg von mächtigen Dimensionen. Mit wenigen Ausnahmen sind die Steine der Mauer unbearbeitet, das Material der Kalkstein des Burg-

oder diese fällt in die Fuge, also zur Hälfte auf je eine von zwei benachbarten Platten. Die Abstände der Leeren schwanken zwischen 0,22 und 0,85, meist 0,40-45 oder 0,60-0,65.

¹ Natürlich liegen noch eine Menge Fragmente von Deckplatten herum. Einige sind in der Osthälfte des Ringes in moderner Zeit zu einer Art von Bogen zusammengelegt (eine Säulenbasis von der Burg liegt dabei); ferner ist im SO-Teile des Ringes ein Haufen von Plattenstücken aufgeschichtet. Ebenso sind die Stützmauern östlich von den Grabschächten ganz modern. Die Photographien können hier leicht irre führen.

² Möglicherweise ist der Eingang einmal umgebaut worden. Wenigstens könnten dafür gewisse Unregelmässigkeiten der Construction sprechen: auf der östlichen Seite fehlen im Innern des Torgewändes die Platten des Ringes, auf der westlichen ist eine solche erhalten, dafür fehlt hier die Fortsetzung der Türwand im Innern des Ringes.

felsens. Die kleinen Füllsteine bestehen aus verschiedenen Gesteinsarten. Der helle Lehm zwischen den Blöcken ist zwar grossenteils ausgewaschen, aber doch überall noch kenntlich. Er fehlt nur an den modern restaurierten Stellen in den obersten Lagen der Böschungsmauer und in ihrem neu aufgebauten südöstlichen Teile. Nirgends aber ist er so rein und schön wie an den grossen Burgmauern, in Mykenai oder in Tiryns.

Die zahlreichen Scherben, die ich aus diesem Lehm hervorgezogen habe, umfassen Proben der alten hellthonigen gelb polierten Ware, die in den Schachtgräbern erscheint (unten S. 141), neben jüngeren Phasen derselben Keramik, wie sie z. B. im Töpferofen von Tiryns und auch schon früher vorkommen (Dragendorff, AM. XXXVIII 1913, 338 ff). Demnach wären Böschungsmauer und Plattenring jünger als die Schachtgräber; aber sie brauchen nicht viel jünger zu sein.

Weiter führen uns die Mauerreste, die zwischen der Böschung und der äusseren Burgmauer noch erhalten sind. Von Norden nach Süden vorschreitend finden wir zunächst eine kleine Steinreihe, die in schräger Richtung unter der Böschung verschwindet, also älter als diese ist (Taf. XVa); dann zwei Quermauern (b, c), die offenbar viel jünger sind; denn sie stehen auf Schutt, der auch viele jungmykenische Scherben enthält, und bestehen fast ganz aus wieder verwendeten alten Werkstücken. In der obersten Lage von b liegt eine Quader mit der Leere für eine Schwalbenschwanz-Klammer, unter c liegt ein mächtiger Brecciablock, der offenbar von der Burgmauer herabgestürzt ist: diese war also nicht mehr unversehrt, als jene Mauern erbaut wurden, jedenfalls in nachmykenischer Zeit, nach jener Klammer wohl im VI. Jahrhundert (vgl. auch Steffen, a.a.O. S. 32 f.).

Es folgt eine dritte Quermauer (d), die wenigstens in ihrem Unterbau sicher alt ist, vielleicht älter als die Böschungsmauer, aber in späterer Zeit wieder verwendet und höher geführt zu sein scheint. In diesem Oberbau ist auch eine schmale Türe erhalten. Die Niveauverhältnisse zeigt Taf. XVI. Merkwürdig, dass der schmale Raum zwischen

Burg- und Böschungsmauer (deren wechselnden Neigungswinkel Taf. XV angibt) noch in klassischer Zeit nicht höher verschüttet war, und dass man einen Bau dort hineinzwängte.

Kurz vor der Mauer d biegt die Böschungsmauer nach Sülost um. Die grossen Blöcke werden hier seltener; dafür wird die Mauer durch eine Art vorgelegter Bastion verstärkt. Sie bleibt bis zu ihrem östlichen Ende, wo sie sich am wieder beginnenden harten Felsen totläuft, sehr steil, z. T. fast senkrecht. Grosse Stücke sind hier modern wieder aufgebaut. Südlich von dieser Stelle ist der weiche Fels zum Teil wohl abgearbeitet worden, und auf der hierdurch entstandenen Fläche liegen die Fundamente eines geräumigen Hauses (e, e₁, e₂); in ihm (bei Taf. XV e₁) hat Schliemann einen wichtigen Goldschatz gefunden, der offenbar in einer hölzernen Truhe vergraben war (Mykenae 389 ff., fälschlich als Grab gedeutet), und der nur wenig jünger als die Schachtgräber zu sein scheint. Dies bestätigen auch die Ruinen: denn während sie einerseits sicher älter sind als die äussere Burgmauer, die sie durchschneidet und einen Teil des Hauses zerstört hat, scheint man bei seiner Anlage auf die Böschungsmauer schon Rücksicht genommen zu haben. Wenigstens erklärt sich so am besten die verkrüppelte Form der Nordostecke des Hauses, dessen Nordwand der Böschungsmauer parallel läuft. Weiter westlich ragt eine Mauer aus dieser Wand vor, aber leider ist ihr weiterer Verlauf zerstört, sodass ihre Beziehung zur Böschungsmauer unklar bleibt.

Weiter nach Osten, auf dem höheren Niveau des harten Felsens, sind noch mehrere Mauerreste (E, E₁, E₂) zu sehen, die zu einem Hause zu gehören scheinen. Ein kurzes Mauerstück, nahe der Burgrampe (E), ist bei der Anlage des Plattenrings gekappt worden; demnach ist dieser wohl jünger als jenes Haus; freilich lässt sich die Zugehörigkeit des Mauerstückes zum Hause nicht sicher nachweisen.

Der Plattenring ist im Osten so hart an die Burgrampe gerückt worden, dass ein kleines Stück deutlich abgeplattet erscheint. Man erkennt dies klar auf Taf. XV, die auch den sehr unregelmässigen Verlauf des Ringes im Westen zeigt. Auf Beides hat schon Steffen, a. a. O. S. 31 hingewiesen.

Zu einem Umbau der Rampe könnte die Mauer A gehören, die an einzelnen Stellen bis zu drei Lagen hoch erhalten ist. Östlich von ihr läuft die Fortsetzung der Rampenmauer B, und über beide sind einige spätere Mauern (f, g, h) geführt¹. Ebenso ist das im NW. anstossende Gebäude i, i₁, i₂ jünger als A, B, während die unter seinen Fundamenten vorkragende Ecke C und im Westen die tiefer liegende Mauer D älter, wohl A und B gleichzeitig sind. Diese Mauern laufen sich an der grossen Burgmauer tot und sind bei ihrer Anlage gekappt worden; sie sind also älter als diese². Anderseits scheint die Südseite des Hauses i, i₁, i₂ mit ihren vorspringenden Ecken auf den Plattenring Rücksicht zu nehmen, also jünger als dieser zu sein.

Der etwas langwierige Weg, den wir beschritten haben, führt uns demnach zu folgenden Resultaten:

I. Als die Schachtgräber angelegt wurden, lagen sie ausserhalb der Burg. Wir werden sehen, dass die Schachtgräber aus dem XVI. Jahrh. v. Chr. stammen (= der ersten spätmykenischen Periode, LM. I auf Kreta), und dass sie den ersten Fürsten der Burg gehören. Denn im Gegensatz zu Tiryns und vielen anderen mykenischen Stätten, ist Mykenai, allen Anzeichen nach, vor der eben im XVI. Jahrh. erfolgten Anlage der grossen Burg überhaupt nicht bewohnt gewesen.

II. Als, im Verlauf von etwa einem halben Jahrhundert, der hier verfügbare weiche Fels mit Grabschächten angefüllt war, beschloss man einen monumentalen Friedhof zu schaffen und errichtete Böschungsmauer und Plattenring.

III. Bald darauf wurden wohl die Gebäude e, e₁, e₂ im Süden und i, i₁, i₂ im Norden des Plattenrings angelegt, während die Mauerreste C, D im Norden und E, E₁, E₂ im Süden

¹ Reste des alten Burgwegs: Tsuntas, *Ποτατζιά* 1890, 35; Studniczka, *Ant. Denkm.* II Text zu Taf. 46. 47.

² Westlich vom Löwentor steht noch ein Stück unausgegrabenes Erdreich an. Mit freundlicher Erlaubnis der Griechischen Verwaltung der Altertümer habe ich hier die Mauerzüge bis zur Burgmauer verfolgen können. Doch ist nur der östlichste so weit erhalten, die anderen schon früher zerstört. Ausserhalb der Burgmauer machen die Massen herabgestürzter Blöcke eine weitere Erforschung des Gebäudes i, i₁, i₂ unmöglich.

älter als jener sind. In dieser Zeit liegt der ganze Complex noch ausserhalb der Burg.

IV. Die mächtige neue Burgmauer wird angelegt und damit nicht nur der alte fürstliche Friedhof, sondern auch das ausgedehnte, mit reichen¹ Häusern besetzte Gebiet südöstlich davon in den Burgring einbezogen. Die neue Burgmauer zerstört z. T. die Häuser e, e₁, e₂ und i, i₁, i₂, ist also jünger als diese. Dass sie auf den Plattenring Rücksicht nimmt, der demnach älter als die Burgmauer ist, beweist ihre Einbuchtung an dieser Stelle².

Eine genaue Datierung ist vorläufig nicht möglich. Indessen darf man nach ungefährender Schätzung annehmen, dass die ganze neue Burgmauer, also auch das Löwentor, im XV. Jahrhundert entstanden und den grossen Kuppelgräbern gleichzeitig ist. Die Ausgrabung des ganzen Gebietes südöstlich des Hauses e, e₁, e₂ wäre dringend erwünscht. Denn sie könnte uns neue Belehrung über die Zeit der grossartigsten Denkmäler mykenischer Kunst bringen.

Kehren wir zum Plattenring selbst zurück, so müssen wir nunmehr fragen, in wie weit bei seiner Anlage die ursprünglichen Niveau-Verhältnisse verändert worden sind. Man möchte zunächst annehmen, dass der ganze Abhang, in den die Schachte getrieben sind, aufgefüllt und planiert wurde, dass also ein ebener runder Platz entstand. So hatte sich ihn naturgemäss schon Schliemann gedacht, der ja hier die Agora vermutete; und der Zustand des ganzen Gebietes, wie ihn die während der Ausgrabung aufgenommenen Photo-

¹ Ausser dem oben erwähnten Schatze aus dem Hause e, e₁, e₂ beweisen die Funde von Tsuntas am anderen Ende dieses Gebietes (*Ep. ἀρχ.* 1887, 162 ff.), dass hier ältere, vornehme Häuser standen.

² Steffens gegenteilige Erklärung (a. a. O. 23, 32), die alte Burgmauer sei hier mit Rücksicht auf den Plattenring umgebaut worden, ist schon rein bautechnisch unmöglich. Allerdings ist an der von ihm angegebenen Stelle, westlich des Plattenrings, ein kleines Stück der äusseren Mauerschale aus kleineren, sorgfältiger bearbeiteten Brecciablöcken erneuert. Aber es sind nur die obersten Lagen, sie ruhen auf dem mächtigen älteren Unterbau; und die innere Mauer, die ja nach Steffen gerade am stärksten umgebaut sein müsste, zeigt keine Spur davon.

graphien zeigen¹, schien dies zu bestätigen. Um so wahrscheinlicher musste diese Annahme erscheinen, da ja ein solcher Platz mit seiner schlichten, in ihrer strengen Einfachheit doch so monumentalen Umfriedung eine Anlage von seltener Schönheit bilden würde. Aber der Befund spricht gebieterisch dagegen.

Wie der Durchschnitt auf Taf. XVI 3 lehrt, steht im östlichen Teile des Kreises der harte Fels fast so hoch an wie die Oberkante der Ringplatten im Westen; denn diese stehen tiefer als die östlichen und die Deckplatten der letzteren liegen um 1,35 m höher als die Oberkanten der einzigen ganz erhaltenen westlichen Platte. Freilich könnte man ja annehmen, jener Felsengrat hätte über das Niveau des Platzes emporgeragt; aber auch die Schwelle des Eingangs liegt nur um 0,51 m tiefer als die Oberkante jener 1,71 m hohen Platte². Nun ist es aber ebenso ausgeschlossen, dass die ganze westliche Hälfte des Plattenringes sich nur um wenige Centimeter über das Niveau des Platzes erhoben, wie dass dieses um 1,70 m unter der Schwelle des Eingangs gelegen hätte: denn in dem letzteren Falle müssten Stufen von der Schwelle ins Innere hinabführen, und von solchen ist keine Spur zu sehen. Ja das Fehlen jeder Anschlussspur an der Schwelle oder ihrem Unterbau beweist sogar, dass es nie solche Stufen gegeben hat. Also bleibt nur folgende Möglichkeit bestehen: durch die Anlage des Plattenringes wollte man die Fürstengräfte zu einem runden Grabbezirk zusammenfassen. Man errichtete den Ring im Osten auf dem Felsen, im grösseren westlichen Teile auf der eigens zu diesem Zwecke erbauten mächtigen Böschungsmauer. Im Innern aber liess man den Abhang mit seinen Gräbern unverändert bestehen. Das war ja gewiss schon aus religiösen Gründen geboten; denn wie

¹ Es ist das Verdienst von Studniczka, diese wichtigen Aufnahmen vor der Vergessenheit bewahrt und in den Antiken Denkmälern II 46. 47 veröffentlicht zu haben.

² Man kann den Niveau-Unterschied auch am Eingang selbst schon beobachten (Abb. 3). Dessen Schwelle bezeichnet auf Taf. XVI 2. 3. die Linie Q.

wir zahlreiche Spuren späteren Grabcultes in den Dromoi der Kuppel- und Kammergräber finden (vor allem in Menidi, Kuppelgrab v. Menidi 5 ff.), so haben gewiss auch die Fürsten von Mykenai an den Schachtgräbern ihrer Vorfahren geopfert, und dazu war es wichtig, dass die Gräfte in ihrem alten Zustand, mit den sie krönenden Grabstelen, sichtbar blieben. Von diesen Stelen standen ja noch zu Schliemanns Zeiten einige in situ aufrecht, wie die Ausgrabungsberichte (Mykenae 176 ff. Taf. VII) und die erwähnten Photographien lehren. Und so erklären sich auch ganz ungezwungen die Scherben und Idole jünger mykenischer Zeit, die Schliemann und vor allem jüngst Keramopulos (Arch. Anz. 1914, 125¹) direct über den Grabschachten, tief unter dem vermuteten Boden des Plattenrings, gefunden haben². Endlich aber bietet dieser aus anderen Gründen gewonnene Schluss die einzige Erklärung für das verschiedene Niveau der Oberkanten des Plattenringes. Im Osten bilden diese, dem ziemlich geraden Verlauf des Felsens entsprechend, eine ebene Fläche; im Westen, wo sich der Abhang senkt³, hat man auch das Niveau der Böschungsmauer und des Plattenrings allmählig abfallen lassen, dem feinen Gefühl für Raumgestaltung entsprechend, das wir überall in der mykenischen Baukunst wahrnehmen. Wir werden uns demnach die Deckplatten des Ringes in sanfter Schräge nach Westen abfallend denken; die arge Zerstörung erlaubt es leider nicht mehr, dies im Einzelnen nachzuweisen.

Wie der östliche, hochgelegene Teil des Grabbezirks gestaltet war, lässt sich nicht mehr erkennen. Die Stützmauern, die seinen Westrand, vor den Grabschachten, in unregelmäs-

¹ In einer Höhlung zwischen dem I. und IV. Grabe — das einst mit Lehmziegeln verstopfte Loch ist auf Taf. XVI 2 sichtbar — lagen drei Brandschichten und viele Scherben, von minyschen und matt bemalten bis zu jung mykenischen. Die Höhlung hat also Jahrhunderte lang Totenopfern gedient.

² Der von Schliemann, Mykenae 246 beschriebene und auf Plan F abgebildete Altar über dem IV. Grabe ist leider in seinen Einzelheiten so wenig gesichert, dass wir hier besser von ihm absehen.

³ Sein Abfall erscheint jetzt an Ort und Stelle durch die Grabschachte und durch Einstürze viel steiler als er ursprünglich war; die alte Linie erkennt man auf den Schnitten Taf. XVI 2. 3.

siger Linie begrenzen, sind modern. Ob es deren auch in alter Zeit gab, können wir nicht mehr constatieren. Im Südosten, dicht beim Plattenring, ist noch ein ganz kleines antikes Mauerstück erhalten, sonst in diesem ganzen östlichen Drittel des Bezirks gar nichts. Man darf wohl schliessen, dass hier niemals namhafte Bauwerke gestanden haben; denn bei der guten Erhaltung des Plattenrings, gerade in dieser Gegend, wären von Altären oder Sitzstufen doch gewiss noch Reste hier gefunden worden.

II. DIE GRABSTELLEN.

Mykenai eigentümlich und sicher einheimische Erzeugnisse sind die Stelen, welche über den Schachtgräbern aufgestellt waren¹. Sie bestehen fast alle aus einem im Wesentlichen aus Muscheltrümmern und kleinen Kieseln zusammengesinterten oolithartigen Süsswasser-Kalkstein, der im Bruche fast weiss, an der Oberfläche durch eingewaschene Erde gelbbraun gefärbt ist. Der Annahme, dass nur die Stelen der neun Männer durch Reliefs ausgezeichnet wurden, während die glatten Grabsteine, die noch in Mykenai innerhalb des Plattenrings stehen, den acht Frauen gehörten, widerspricht die Zahl der Fragmente. Dass die relieflosen Stelen etwa aufgemalte Bilder getragen hätten, ist nach der ungeglätteten Oberfläche des Steins kaum möglich; und von einem Stucküberzug (ähnlich dem der späten Stele Ἐφ. ἀρχ. 1896, Taf. 1) ist nirgends eine Spur erhalten.

Die einfachste unserer Platten stand über dem ärmlichen II. Grabe (Nr. 1430; Schuchhardt Abb. 155); ihre beiden mäanderartigen Wellenbänder jederseits des glatten Mittelsteges kehren auf goldenen Scheiben und Knöpfen (Cap. VII. VIII)

¹ Erhalten sind 6 fast vollständige Stelen und 24 Fragmente mit Reliefs, darunter 10 mit figürlichem Schmuck; letztere stammen von mindestens 5 Stelen. Nach Schuchhardt (Schliemanns Ausgrabungen² 199 ff.) hat W. Reichel, *Eranos Vindobonensis* (1893) 24 ff. diese Steine eingehend besprochen. — Von den Basen, in deren rechteckige Ausschnitte die Stelen eingezapft wurden, sind auch noch einige erhalten. Bei der Ausgrabung standen vier Grabstelen noch aufrecht: Mykenae Taf. VII = Ant. Denkm. II 46.47.

wieder. Von spezifisch Minoischem ist nichts zu erkennen¹.

Anders die vier übrigen Stelen, von denen drei (Nr. 1427-1429) über dem V. Grabe gefunden wurden, während der Standort von 1431 unbekannt ist². Leider ist keine von ihnen ganz erhalten. Doch wird man nach der Analogie von Nr. 1430 und unverzierter Exemplare in Mykenai annehmen dürfen, dass die ganzen Platten eine länglich rechteckige Form besaßen, nicht die breiten gedrückten Verhältnisse der jetzt noch erhaltenen Teile besonders von 1427-1429. Auf 1428 (Schuchh. Abb. 13; Reichel 28, Abb. 3; K. Müller 289, Abb. 14) scheint die ganze obere Hälfte des Steins nur mit einem reichen Spiralnetz verziert gewesen zu sein, die figürliche Darstellung bildet, künstlerisch sehr wenig befriedigend, ein niedriges Sockelbild. Auf 1429 (Schuchh. Abb. 152; Reichel 27, Abb. 2) sehen wir zu unterst zwei grosse spiralig verbundene Kreise, deren jeder einen Dreipass aus Doppelspiralen enthält. Darüber folgt das Hauptbild, und über diesem schloss wohl, wie auf 1431, ein breites Spiralband die Stele ab. Von 1427 (Schuchh. Abb. 154; Reichel 26, Abb. 1; besser K. Müller 286, Abb. 13) ist nur das — viel höhere — figürliche Bild erhalten, auch hier müssen wir darüber ein Feld mit Ornamenten ergänzen, die wohl den seitlichen Rahmenstreifen jenes Bildes ähnlich waren³. Auf 1428 und 1429 erscheint ein Krieger, der auf dem Wagen gegen einen Feind zu Fuss anstürmt. Nur ein Pferd ist dargestellt, noch dazu nur mit je einem Vorder- und Hinterbein, aber gewiss sollte man sich ein zweites dahinter denken, wie auf den meisten minoisch-mykenischen Wagenbildern. Beide Pferde auch wirklich darzustellen überstieg

¹ Ähnliche Wellenbänder als Rahmenstreifen auf den Fragmenten Reichel 29, Nr. 8. Eine Stele mit glattem Mittelsteg zwischen zwei Spiralbändern hat Reichel (a. a. O. 25) aus Bruchstücken zusammengefunden. Sie ist die schlankste von allen (Br. 0,47).

² [Vgl. jetzt Kurt Müller, Arch. Jahrb. XXX 1915, 286 ff., mit den ersten photographischen Wiedergaben und vortrefflichem Text].

³ Dass die oberen Enden der Stelen fehlen ist ganz natürlich. Als der Plattenring nach der Zerstörung von Mykenai allmählig verschüttet wurde, kamen die Stelen zum grösseren Teile unter die Erde. Was oben vorragte wurde dann leicht abgebrochen.

unseres Künstlers Kraft¹. Auf 1428 flieht der Feind, mit einem Schlachtmesser bewehrt. Der Verfolger trägt an einem Riemen ein breites Schwert mit dickem Knauf. Auf 1429 hat sich der Verfolgte gestellt und wird eben von der langen Lanze seines Feindes durchbohrt². Die Relieftchnik ist klar und sauber, aber äusserst primitiv, die Figuren und Ornamente gleichen aus dünnen Brettchen ausgesägten, auf dem Grunde aufgeklebten Silhouetten. Nur ganz geringe Innenzeichnung ist bei den Gestalten angegeben (auf 1428 Arme und Schwert des Verfolgers, Zügel des Pferdes, Wagenkorb; auf 1429 ist der Mann fast ganz zerstört), während die Spiralornamente, auch die Füllmuster auf 1428, sorgsamer ausgeführt sind. Die Wagenräder sind mit dem Zirkel umrissen.

1430 (unvollständig bei Schuchh. Abb. 157; Reichel 28, Nr. 6; K. Müller 290, Abb. 15) gleicht in der Technik durchaus den eben erwähnten Steinen, während seine dreifache senkrechte Gliederung eher an 1431 erinnert. Der von breiten Spiralbändern eingerahmte Mittelstreifen enthält auch keine richtige figürliche Darstellung, sondern drei aufgebäumte Pferde, die wie irgend ein anderes Ornament einfach übereinander gestellt sind. Hier fehlt der untere Abschluss, im ganzen mögen es vier oder fünf Pferde gewesen sein.

Anders die letzte Stele (1427), die sich schon durch ihr Material, einen feinkörnigen graurötlichen Sandstein, von den anderen unterscheidet. Hier ist ein wirkliches Hauptbild geschaffen, umrahmt von ganz schmalen Bändern (gegenständige Spiralhaken mit füllenden Blättchen), über einem dreifach profilierten Sockel. Die Relieftchnik ist weniger sauber als bei den anderen Stelen, dafür aber nicht mehr so schematisch laubsägenartig, sie erstrebt schon eine gewisse plastische Wiedergabe der Körperformen, durch leichte Rundung der Umrisse und seichte Austiefung des Grundes neben ihnen.

¹ Dafür stehen auf einem Fragment (dessen rechte Hälfte = Reichel Nr. 7 b) die beiden Wagenräder nebeneinander!

² Auf dem Fragment Reichel Nr. 13 war auch ein Mann zu Wagen, mit eingelegter Lanze, abgebildet. Von ähnlichen Darstellungen könnten Nr. 8. 9. 11. 12 stammen.

Zwei Bilder stehen hier unorganisch übereinander, unten ein Löwe, der eine Antilope verfolgt, darüber ein Krieger, der auf dem Streitwagen, über einen vom Schild bedeckten Gefallenen hinweg, gegen einen zweiten Feind vorstürmt. Die Ornamente auf beiden Seiten sollen wohl felsiges Terrain darstellen, wie auf den Goldringen des IV. Grabes. Bei den Tieren sind die Beine doppelt dargestellt, ein wesentlicher Fortschritt¹. Doch mutet freilich auch dieses Relief roh und plump genug an.

Aber trotz Allem überraschen unsere sämtlichen Stelen durch eine frische Lebendigkeit der Bewegung, eine Anschaulichkeit im Erzählen, die in schroffem Gegensatz stehen zu dem Ungeschick der Ausführung. Die Erklärung ist leicht zu finden. Hier haben sich in einer Gegend, wo figürliche Steinsculpturen bisher unbekannt waren, einheimische ungeübte Steinmetzen am Relief versucht. Die Bilder aber entnahmen sie einer sehr viel höher entwickelten Kunst, die eben ihren Einzug in die Argolis hielt². Aus den Fresken des Palastes von Mykenai selbst mögen die Schöpfer unserer Stelen die Anregung zu diesen Szenen des Krieges und der Jagd geschöpft haben — Szenen, die unter den friedlichen kretischen Darstellungen fast ganz fehlen, während die kriegerischen Fürsten der Argolis sie mit Vorliebe den minoischen Künstlern vorschrieben, die nach dem Festlande wanderten, um dort die Herrnsitze zu erbauen und auszuschnücken. So erklärt sich bei unseren Stelen ungesucht der Gegensatz zwischen der guten figürlichen Composition und der geringen Ausführung, ebenso auch die Vorliebe für breite, niedrige Bilder. Sie sind gewissermassen aus den langen Friesen herausgeschnitten, welche die Räume der festländischen wie der kretischen Paläste zu schmücken pflegten (vgl. Rodenwaldt, Tiryns II 218). Bei 1427 scheint der Steinmetz zwei Bilder aus solchen Friesen, eine Kriegs- und eine Jagdscene, einfach über einander gestellt zu haben, sodass sie jetzt ein unorganisches Ganzes bilden.

¹ Reichels Fragmente 10-13 (Schuchh. 207) gleichen dieser Stele in Material, Technik und Stil, sind aber viel geringer.

² Vgl. auch Rizzo, *Storia d. arte greca* I 171, der S. 222, Anm. 14 mit Recht die Ausführungen von Reichel, *Eranos Vindobon.* 1893, 30 ff. widerlegt. Zuletzt Willers, *Studien z. griech. Kunst* 11, ganz verkehrt.

Was die Ornamente anlangt, so ist die einfache Spiralverzierung keineswegs spezifisch minoisch; Thon- und Steingefässe, die mit solchen Mustern in Relief geschmückt sind, finden sich auf den Kykladen schon in wesentlich älterer Zeit als die unserer Schachtgräber¹. Indessen können die Steinmetzen solche Spiralnetze und Bänder, wie die von 1428 und 1431, allenfalls auch mit den figürlichen Darstellungen von Fresken eingewanderter minoischer Künstler übernommen haben; denn reiche Spiralmuster sind ja auf den Wandgemälden überaus häufig. Dagegen sind die Seitenleisten von 1427 durchaus nicht von minoischem Geiste beseelt, sondern finden Analogien gerade auf Goldarbeiten einheimischer Herkunft (unten Cap. VIII). Und für die spiralförmigen Füllmuster auf 1428 und die Dreipässe im Kreisrahmen auf 1429 wüsste ich in minoischer Malerei vorderhand kein Beispiel zu nennen. Andererseits muss betont werden, dass wir bisher in der Argolis nirgends Steingefässe von den Kykladen oder einen nennenswerten Einfluss der Kykladen-Keramik entdeckt haben. Doch ist die Spirale der 'Urfirnis'-Keramik nicht fremd (grosse Pithoi mit Reliefbändern), und auf den matt bemalten Vasen der Argolis braucht sie keineswegs erst mit dem Einsetzen minoischen Einflusses aufzutauchen. Die Grabstelen bieten also eine Verschmelzung einheimischer Motive mit figürlichen Darstellungen minoischer Herkunft.

III. DIE ART DER BESTATTUNG.

Es ist schon oben bemerkt worden, dass unsere Gräber sich in ihren Abmessungen und ihrer Tiefe sehr wesentlich von einander unterscheiden. Bald sind es flache, seichte Gruben, bald tiefe Schachte; unsere Tafeln XV. XVI lassen diese Unterschiede leicht erkennen. Ebenso wechseln auch die Abmessungen. Grab II, das nur einen Toten barg, und VI, das ursprünglich auch nur für eine Leiche bestimmt war, sind bescheidene Gruben, in denen jedoch der Tote mit seinem

¹ Man vgl. das 'Pfahldorf' von Melos, Perrot-Chipiez VI 910, die schöne Büchse von Amorgos in Athen, AM. XI 1886, 16, Beilage 1 u. a.

Hausrat bequem Platz hatte. Grab III bietet seinen drei Insassen nur engen Raum, der verhältnismässigen Ärmlichkeit ihrer Beigaben entsprechend, während I und V, die auch je drei, aber freilich sehr reiche Tote enthielten, fast doppelt so gross sind. IV endlich ist ein förmliches unterirdisches Gelass, allerdings ohne jeden Zugang; die fünf Leichen, die darin lagen, füllten es noch keineswegs ganz aus, trotz dem Reichtum ihres Besitzes¹. Es ist einleuchtend, dass II und VI als Einzelgräber, die anderen als Familiengrüfte angelegt sind. Ob man bei Nachbestattungen jedesmal die flache Decke aus Balken und Steinen entfernen musste, welche die Grube schloss, oder ob sich darin eine Falltüre oder eine sonstige verschliessbare Öffnung befand, lässt sich nicht mehr ermitteln, ebenso wenig die Höhe der Erdanschüttung über jener Decke (vgl. Reichel, *Eranos Vindobonensis* 32).

Trotz ihrer Grösse sind unsere Grüfte im Princip nichts Anderes als die in der Argolis (und sonst auf Festland und Inseln) längst allgemein gebräuchlichen Plattengräber, ungefähr rechteckige Gruben in der Erde, welche mit Steinen ausgelegt und eingedeckt waren und die Leichen in Hockstellung, seltener lang ausgestreckt, bargen. Man hat in Mykenai den alteinheimischen Typus nur sehr wesentlich vergrössert und vertieft²; auch die Luftmauern an den Wänden der Schachte gehen, wie Dörpfeld erkannt hat, auf die alte Tradition des Erdgrabs mit Steinsetzung zurück. Dass die Abmessungen der grossen Gruben eine starke Balkendecke notwendig machten, leuchtet ein; die kupfernen Verkleidungskästen der Balkenköpfe des III. Grabes sind schon oben (S. 117) erwähnt.

Über die Art der Bestattung sind wir leider nicht klar unterrichtet. Die Grüfte waren sämtlich eingestürzt, grosse Massen von Steinen und Erdreich hatten seit Jahrtausenden

¹ Ich setze die Maasse der Gräber hier nebeneinander: I: $5,50 \times 2,80$; II: $3,05 \times 2,15$; III: $3,70 \times 2,70$; IV: $6,55 \times 4,10$; V: $5,77 \times 2,85$; VI: $3,15 \times 1,85$. Wie Taf. XV lehrt, sind die Gruben keine regelmässigen Rechtecke.

² Fimmen, *Die kretisch-mykenische Kultur* 59.

Leichen und Beigaben zerdrückt, die eindringende Feuchtigkeit fast alle vergänglicheren Stoffe zerstört; wenn auch hie und da einzelne hölzerne Geräte, ja sogar Stücke von linneenen Geweben, in geradezu wunderbarer Weise erhalten blieben, so ist doch im Allgemeinen alles Holzwerk verschwunden. Dazu kommt noch die eilige Ausgrabung, der natürlich die Gesichtspunkte genauer Beobachtung und sorgsamer Conservierung in ihrer heutigen Vollendung fehlten. Das soll kein Tadel sein. In Anbetracht der Zeit und der Umstände ist es sogar erstaunlich, dass so viel, auch an gebrechlichen Gegenständen, gerettet und die Funde aus den einzelnen Gräbern so gut geschieden wurden. Nur in ganz vereinzeltten Fällen sind ein paar kleine Fragmente in einen falschen Grabcomplex gelangt. Und es handelte sich doch um viele Tausende von Stücken, zu einer Zeit, wo die Bedingungen der Aufbewahrung und des Transports noch höchst ungünstige waren.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Leichen unverbrannt, in vollem Schmuck, die Männer in voller Rüstung bestattet wurden, wie das ja vom Anfang der kretisch-mykenischen Cultur bis zu ihrem Ende allgemein üblich gewesen zu sein scheint¹. Schliemann fand sämtliche Leichen seiner fünf Gräber lang ausgestreckt neben einander liegend² auf einer Kieselschicht, welche den Boden der Gruben bedeckte und offenbar die Feuchtigkeit von den Toten abhalten sollte. Dagegen fand Stamatakis im VI. Grabe ein lang ausgestrecktes Skelett, daneben aber die zusammengescharrten Knochen eines zweiten, offenbar des ersten Inhabers der Gruft, für den allein diese angelegt war, und der später

¹ Die Knochen weisen, hier wie in der überwiegenden Mehrzahl der mykenischen Nekropolen, keine Spur von Brand auf. In einigen jünger mykenischen Gräbern scheinen freilich verbrannte Holz- und Knochenstücke aufzutreten, doch sind es fast stets Tierknochen, also Reste von Brandopfern im Grabe. Das Vorkommen von Holzkohle beweist an sich nichts, denn häufig erzeugt die allmähliche Einwirkung der Erdfeuchtigkeit auf das Holz im Laufe der Jahrtausende genau dasselbe Resultat wie ein einmaliger Brand.

² In Grab IV lagen drei Tote mit den Köpfen nach Osten, zwei rechtwinklig zu ihnen, die Köpfe nach Norden gerichtet.

einem neuen Bindringling weichen musste¹. Der Inhalt des Grabes, mitsamt den Skeletten und der Kieselschicht unter ihnen, ist im Nationalmuseum dem Befunde entsprechend wieder aufgebaut (Staïs, Guide² 72).

Mit Kreta hat unsere Grabform kaum etwas zu tun. Freilich fehlt es fast ganz an reichen Gräften der mittelminoischen und der I. spätminoischen Periode³. Aber die jüngeren Beispiele (SM. II) wie das Königsgrab von Isopata (Evans, *Prehistoric Tombs of Knossos* 136 ff.) und das benachbarte 'Grab der Doppeläxte' (Evans, *Tomb of the Double Axes* 33 ff. vgl. 6 ff.) lassen darauf schliessen, dass auch im XVI. Jahrhundert schon Felskammern und schön aus Quadern geschichtete, gewölbte Grabbauten für vornehme Tote üblich waren. Für die einfachen Leute behalf man sich mit grossen Thongefässen³ oder gelegentlich mit thönernen Särgen (Hazzidakis, *AM.* XXXVIII 1913, 43; Paribeni, *Mon. ant. d. Lincei* XIV 684 f.), plumpen Vorläufern der später (SM. III) häufigen 'Larnakes' (unten S. 136). Auch Holzsärge wird es auf Kreta wohl gegeben haben.

Diese letztere Bestattungsweise ist nun, wie es scheint, gerade in der Zeit unserer Schachtgräber in Mykenai eingeführt worden. Es ist das Verdienst von V. Staïs, zuerst darauf hingewiesen zu haben (*Εφ. ἀρχ.* 1907, 31 ff.), dass eine Reihe von Goldsachen, die man zum Schmuck der Leichen rechnete, nicht zu diesen selbst gehören können. Das gilt vor Allem von einigen Blattrosetten, deren dicke Bronzenägel klar beweisen, dass sie auf fester, offenbar hölzerner Unterlage angebracht waren. Ebenso sind nach Staïs' Ansicht die goldenen Masken des IV. und V. Grabes (unten Cap. VII)

¹ Ähnliche Beobachtungen sind auch in vormykenischen Gräbern öfters gemacht worden; z. B. Tsuntas, *Εφ. ἀρχ.* 1898, 144 f.

² Das leider zum grössten Teile zerstörte und ausgeraubte Kuppelgrab von H. Triada (Paribeni, *Mon. ant. d. Lincei* XIV 677 ff.) ist schon in frühminoischer Zeit angelegt, wenn auch spätere Benützung (MM. III — SM. II) erweisbar ist.

³ Die schönsten Beispiele dieser Bestattungsweise in der Nekropole von Sphoungara bei Gournia, Edith Hall, *Anthrop. Public. Univ. of Pennsylvania* III 1912, 58 ff.

mit ihren breiten, flachen, in unregelmässigem Umriss ausgeschnittenen Rändern und den Nagellöchern darin, zu eigentlichen Totenmasken auf den Gesichtern der Leichen völlig ungeeignet. So nimmt er denn auch an, dass die Männer in hölzernen Särgen beigesetzt waren, die Frauen auf hölzernen Bahren, für die ihm die erhaltenen Diademe, Rosetten und Zacken von Gold besser geeignet erscheinen. Meurer hat im *Archaeologischen Jahrbuch* XXVII 1912, 208 ff. diesen Gedanken weiter verfolgt und die Schmuckstücke des III. Grabes auf Taf. 12 zu einem förmlichen Mumienkasten rekonstruiert. Dafür bieten weder die erhaltenen goldenen Zierrate¹, noch vor Allem die anderen minoisch-mykenischen Monumente irgend einen Anhalt; und ägyptischer Einfluss macht sich im Culte der Götter wie der Toten sonst nirgends geltend. Dagegen sprechen für die Annahme hölzerner Säрге gewichtig die oben erwähnten kretischen 'Larnakes' aus Thon, welche von der mittelminoischen bis ans Ende der spätminoischen Periode im Gebrauch waren, am häufigsten freilich in der Spätzeit. Sie ahmen hölzerne Truhen nach, wie sie damals—und heute noch auf dem Lande—beliebt waren. Und die meisten ärmeren Toten werden wohl einfach in einer der Truhen beigesetzt worden sein, welche den Lebenden gedient hatten. Die Leiche wurde gewissermassen zu ihrem Hausrat in den Kasten gelegt. Allerdings haben die Thonsärge fast stets ein Giebeldach, das ganz ungeeignet zum Anbringen einer Maske wäre; aber wir werden gleich sehen, dass diese auch gar nicht auf den Särgen lagen. Übrigens braucht man sich nicht erst an die erhaltenen und abgebildeten Truhensärge aus klassischer Zeit² zu erinnern, um anzunehmen, dass es solche mit flachen Deckeln auch in mykenischer Zeit geben konnte. Zudem ist keine der erwähnten

¹ So sind z. B. die langen goldenen Zacken (unten Cap. VIII) an den Rändern mit Bronzedraht verstärkt und oben umgebogen, offenbar zum freien Aufstellen, nicht zum Befestigen auf eine Fläche bestimmt.

² Ein gut erhaltener Holzarg aus dem Piraeus in Athen Nr. 10741. Vgl. die bekannte sf. Lutrophoros mit Begräbnisscene, Athen Nr. 450, Collignon-Couve 688. S. auch Watzinger, Griech. Holzarkophage 40. 66.

Larnakes ausserhalb Kretas gefunden worden, und die festländische Sitte war ja in vielen Dingen von der minoischen verschieden.

Aber wenn wir auch an sich leicht mit Staïs Holzsärge für unsere Gräfte annehmen dürfen, so verursacht das Anbringen der Masken doch grosse Schwierigkeiten, auf die mich H. Knackfuss aufmerksam gemacht hat. Von den erhaltenen fünf Masken sind zwei (IV 254, 259; Schliemann 254, Abb. 331; Staïs S. 37; unten Cap. VII)¹ sehr flach gebildet und durch die darauf lastenden Erdmassen vollends platt gedrückt, wobei die Ränder mehrfache Risse erlitten haben. Dies wäre kaum in solcher Weise erfolgt, hätte man die Ränder von vorn herein, als Auflager auf dem Sargdeckel, flach gehämmert. Ebenso dienten die beiden kleinen Löcher, die auf den Rändern dieser Masken jederseits neben den Ohren sitzen, viel eher Fäden als Stiften. Mit Hilfe solcher paarweiser Löcher bindet man eine Maske vor das Gesicht; zum Festnageln auf den Sargdeckel würde man jederseits nur ein Loch, dafür aber weitere im oberen und unteren Rande erwarten.

Was nun die beiden greisen Masken (IV 253, V 623; Staïs S. 36. 60) anlangt, so sind diese modern ausgebeult, ihren Zustand bei der Ausgrabung zeigen die Abbildungen bei Schliemann 256, Abb. 332 und 380, Abb. 473. Man ersieht daraus, dass die ganz unregelmässigen, flachen Ränder erst durch die erdrückende Last der eingestürzten Grabesdecke entstanden sind; sie waren ursprünglich gar nicht so scharf vom Gesicht selbst abgesetzt und standen schräg, waren also zur Befestigung auf eine ebene Fläche recht schlecht geeignet. Dasselbe lässt sich auch von der schönsten Maske, dem 'Agamemnon' Schliemanns (V 623; Schliemann 332, Abb. 474) sagen. Endlich widersprechen die sehr roh mit einer Messerspitze eingerissenen Schlitze auf den Rändern der Maske IV 253 und des zugehörigen Brustblechs IV 252 (Staïs

¹ Im Allgemeinen erwähne ich von den zahlreichen neueren Abbildungen unserer Fundstücke nur die, welche nicht auf Schliemanns Holzschnitten beruhen.

S. 38)¹ einer Befestigung durch Stifte. Wer ein Goldblech auf ein Brett nageln will, schlägt einfach die Stifte hindurch oder bohrt für sie runde Löcher. Jene Schlitzte dagegen könnte eher ein Schneider reissen, der solche Bleche auf Gewändern festzunähen hätte.

Nach all' diesen Anzeichen ist anzunehmen, dass die Köpfe der Toten in Tücher oder Binden eingewickelt, und die Masken auf ihren so verummumten Köpfen festgebunden oder -genäht waren. Binden konnten auch am besten die sicherlich einst unsichtbaren Ränder der Masken (bei V 623 nur den abgesetzten Stirnrand) verdecken.

So scheint die Verwendung der Masken auf den Sargdeckeln ausgeschlossen. Dagegen bin ich geneigt, mit Staïs die runden Goldplättchen aus dem III. und V. Grabe² zum Sargschmuck zu rechnen, nach der Analogie einer kretischen Larnax, auf der solche eingedrückte Muster offenbar verzierte Nägelköpfe wiedergeben sollen (*Eq. ἀρχ.* 1905 Taf. 2). Es ist sogar wohl möglich, dass viele der goldenen Knöpfe ohne Unterlage, die uns das IV. und V. Grab beschert haben (Schliemann S. 302. 304. 368-371), geradezu von den Nägeln stammen, welche die Särge zusammenhielten: es müssten dann aber hölzerne Stifte gewesen sein, denn Bronzereste sind in den Knöpfen nicht erhalten³.

Wenn in den beiden ärmeren Männergräbern (II und VI) überhaupt Särge standen, müssen es einfache Holzkästen gewesen sein. Denn von Knöpfen oder sonstigem goldenem

¹ Dass es ein Brustblech war, beweist ein zweites, reich verziertes Exemplar (V 628; Schliemann 345, Abb. 458): es trägt ein flach getriebenes Spiralnetz, in dem ganz unvermittelt zwei kleine stilisierte Brüste sitzen. Ein drittes, glattes Blech V 626; Staïs S. 61. Vgl. die ganz in Goldblech gehüllten Kinderleichen, unten Cap. VII. Zu den Kronen und dem übrigen Schmuck der Frauen, unten Cap. VIII.

² Schliemann 194-200, Abb. 239-252. 365, Abb. 481; Staïs S. 9: 63.

³ Diese Knöpfe unterscheiden sich in der Qualität des Goldblechs und in den Mustern durchaus von denen mit beinerer Unterlage (s. Cap. XI), die zu Riemen gehören dürften. Erstere sind weniger gut gearbeitet, aber mit einer weit grösseren Abwechslung und Freiheit in den Mustern verziert.

Zierrat ist keine Spur erhalten. Beim VI. Grabe darf man nach dem Befunde (oben S. 134) sogar zuversichtlich schliessen, dass hier die Toten einfach auf dem Boden der Gruft gebettet waren. Wären die Gebeine des ersten Inhabers dieser Gruft in einem Sarge geborgen gewesen, so hätte man sie kaum nach nicht gar langer Zeit (unten S. 153) so ohne alle Rücksicht bei Seite geschoben. Nun sind die Gräber II und VI aber nicht nur die ärmsten, sondern sie gehören auch, vor allem VI, zu den älteren der Reihe (unten S. 152). Nichts wäre begreiflicher, als dass hier nach alteinheimischer Sitte die Toten einfach auf den Boden der Grube gelegt worden wären, während in den jüngeren, reicheren Gräbern die neumodischen minoischen Särge zuerst aufträten¹.

IV. DIE KERAMIK.

Eine Untersuchung des Inhalts unserer Gräber wird am besten von der Keramik ausgehen, die seit beinahe vierzig Jahren in den 'Mykenischen Thongefässen' von Furtwängler und Loeschke vollständig publiciert vorliegt, aber seither nie wieder eingehend behandelt worden ist². Sie bietet die feste Grundlage für die Datierung unserer Gräfte: denn einerseits erlaubt sie uns, denselben in der Entwicklung der einheimischen Keramik der Argolis ihren Platz anzuweisen, anderseits lehren deren Beziehungen zu kretischen Vasen, dass unsere Gräber in die I. spätminoische Periode, d. h. nach der nun allgemein angenommenen Chronologie ins XVI. Jahrhundert vor Chr. fallen. Bei der grossen Bedeutung dieser Frage müssen wir etwas weiter ausholen.

¹ Bemerkenswert ist auch, dass im V. Grabe, in dem zwei altertümliche Töpfe auf mindestens eine frühe Bestattung hinweisen (unten S. 144, 3. 145), nur zwei von den drei Toten Masken trugen, offenbar die beiden jüngeren.

² Wo die Keramik der Schachtgräber in grösserem Zusammenhange besprochen oder erwähnt wird — z. B. bei Rizzo, *Storia d. arte greca* I 173 und auch bei Reisinger, *Kretische Vasenmalerei* (1912) 33 ff. — macht sich der Mangel an eingehendem Studium der Originale störend bemerkbar und führt zu falschen Schlüssen. Vgl. dagegen die kurzen, aber grundlegenden Bemerkungen von Kurt Müller, *AM.* XXXIV 1909, 315 ff.

Es ist bekannt, dass bisher, mit alleiniger Ausnahme von Korinth¹, im Peloponnes keine neolithischen Funde gemacht worden sind; die älteste uns bekannte Keramik der Argolis ist die in den tiefsten Schichten von Tiryns so reichlich vertretene 'Urfirnis'-Ware, deren Verhältnis zu der älteren, neolithischen Keramik durch die Schichtengrabungen von Orchomenos, Lianokladi, und jetzt auch von Korinth, fest bestimmt ist². Es mag auch in der Argolis neolithische Stätten geben, die wir nur noch nicht kennen. Ich halte das sogar für sehr wahrscheinlich. Jedesfalls aber bietet Tiryns nichts Älteres als voll entwickelte Urfirnis-Ware.

Während der langen Herrschaft der Urfirnis-Keramik treten nun in Tiryns mehrere andere Gattungen auf: zunächst altertümliche schwarze Vasen mit polierter Oberfläche, hierauf, in etwas späterer Zeit, eine gelbe und (seltener und jünger) eine glänzend rote polierte Ware. Mit letzteren zusammen erscheinen nur noch wenige Urfirnis-Vasen, dafür aber in beträchtlicher Zahl die schwarzgrauen 'minyschen'³ und mehrere Spielarten von matt bemalten Gefässen. Diese letzteren zeigen, im Gegensatz zur Technik des Urfirnisses, matte braune, rote und gelegentlich auch weisse Muster auf grünlichem oder bräunlichem Grunde. In den Schichten, wo solche matt bemalte Ware häufig wird, finden sich nur noch versprengte Urfirnis-Vasen, während anderseits mit der matt bemalten zusammen die ersten Proben der schönen altmykenischen Firnis-Keramik auftreten.

Es ist das Verdienst von Kurt Müller, zum ersten Male scharf und klar die Unterschiede zwischen dieser Keramik des Festlandes und der echt kretischen spätminoischen (SM. I)

¹ Die neuen amerikanischen Ausgrabungen bei Korinth versprechen für die ganze Prähistorie von Griechenland die wichtigsten Ergebnisse. Ich verdanke Hills, Miss Walkers und Blegens Güte Einblick in ihr gesamtes Scherbenmaterial. [Vgl. Wace-Blegen, BSA. XXII 176].

² Zusammenfassend Wace-Thompson, Prehistoric Thessaly 177 ff. 194. 224 ff. 236 ff.

³ Über diese zuletzt Forsdyke, JHS. XXXIV 1914, 126; Gordon Childe, ebenda XXXV 1915, 196.

betont zu haben (AM. XXXIV 1909, 315 ff.). Tatsächlich sind von dieser letzteren nur verschwindend wenige Proben auf dem griechischen Festlande gefunden worden, während anderseits kein einziges Exemplar der festländischen Ware auf Kreta aufgetaucht ist — wenigstens in den bisher allein erforschten mittleren und östlichen Teilen der Insel. Die Heimat der älter mykenischen Keramik darf keinesfalls in der Argolis gesucht werden; denn hier tritt sie plötzlich in hoher Vollendung neben die alte Mattmalerei und die polierten Vasen, und weder in den Formen, noch in Technik und Ornament finden wir Vorstufen dazu.

Das lässt sich in Tiryns einleuchtend an der Hand der langen älteren Entwicklung beweisen. In Mykenai liegt die Sache anders: hier treten in den ältesten Schichten solche 'altmykenische' Vasen mit matt bemalten, gelb oder rot polierten und minyschen zusammen auf, der Urfirnis fehlt durchaus¹.

Betrachten wir nun die Keramik der Schachtgräber genauer, so treten zunächst einige locale Gruppen hervor²:

I. Einheimische handgemachte Vasen aus grobem, gelblichem Thon mit polierter Oberfläche, sog. gelb polierte Ware. Die Kantharoi IV 611-613 und VI 942 (M. Th. V 22. X 48) zeigen eine der geläufigsten Formen der festländischen Keramik des II. Jahrtausends vor Chr. Wir können sie von Thessalien bis Leukas, von Olympia bis Tiryns und Melos verfolgen³. Der tiefe Becher mit zwei ganz kleinen Bandhenkeln VI 955 (M. Th. X 49) findet ebenfalls sehr zahlreiche

¹ [Bei ihren Grabungen und der Durchsicht von Schliemanns Scherben haben Wace und Blegen auch jüngeren Urfirnis gefunden].

² Im folgenden steht M. Th. für Mykenische Thongefässe. Bei den Signaturen der einzelnen Vasen bezeichnet die lateinische Ziffer das Grab, die arabische die Inventarnummer des National-Museums.

³ Thessalien: Τσοῦντας, Διμήνιον καὶ Σέσχαλον 134 ff. 259; Wace-Thompson, Prehistoric Thessaly 62. 156. Leukas: Dörpfeld, IV. Brief über Leukas-Ithaka 10. Olympia: Weege, AM. XXXVI 1911, 168 f. Melos: Dawkins-Droop, BSA. XVII 16 f. Taf. 7. Vgl. Forsdyke, JHS. XXXIV 1914, 126 ff., unsere Vasen S. 136.

Parallelen in Tiryns, sowie in der 'minyschen' Keramik von Nord- und Mittelgriechenland¹. Dagegen fehlen diese Formen, wie die meisten der polierten Ware, auf Kreta. Man kann aber umgekehrt den Einfluss minoischer Keramik auf diese festländische Gattung gerade in ein paar Formen nachweisen, die in unseren Schachtgräbern vertreten sind: es sind zwei kleine Amphoren mit an den Henkeln eingedrücktem Halse (IV 614. 615. M. Th. V 23), eine Form, die auf Kreta in der mittelminoischen Periode häufig ist, das Ende dieser Periode aber kaum überdauert hat²; dann der einhenklige Becher VI 953 (M. Th. XI 54), der unter III gleich näher beschrieben wird.

II. Schwarzgraue, polierte, sog. 'minysche' Vasen (oben S. 139). Die Gattung ist nur durch das Gussgefäß VI 949 (M. Th. X 50) vertreten. In der gewöhnlichen 'minyschen' Technik ist hier eine ganz eigenartige Gefäßform hergestellt, die zwar aus dem bekannten mittelminoischen Gussgefäß mit voll gerundetem Leib, seitlichen Horizontalhenkeln und spitzem Ausguss entwickelt erscheint³, aber oben in voller Weite geöffnet ist und von 'minyschen' Bechern den eng anliegenden senkrechten Bandhenkel übernommen hat. Auch hier können wir also das Eindringen kretischen Einflusses auf die einheimische Keramik der Argolis beobachten. Übrigens bleibt diese Gefäßform in der Argolis bis in die jünger

¹ Τροόυντας, a. a. O. 139; Wace-Thompson, a. a. O. 187; Forsdyke, JHS. XXXIV 1914, 134 ff.; Childe, JHS. XXXV 1915, 197.

² S. unten S. 146. Unsere Vasen haben einen breiteren, höheren Hals als ihn die kretischen zu zeigen pflegen. Ähnliche, aber grössere 'minysche' Amphoren in Phokis, Childe, JHS. XXXV 1915, 197.

³ Dieses Gefäß tritt in noch etwas plumper Gestalt gegen Ende der frühminoischen, in niedriger und in schlanker, steiler Form schon in der I. mittelminoischen Periode auf (z. B. Maraghiannis, Antiquités crétoises II 24, 12) und bleibt eines der beliebtesten der 'Kamares'-Keramik. Der Leib nimmt bald kugelige Gestalt an: z. B. BSA. IX 120. 306; Ant. cré. II 47; Mon. ant. d. Lincei XIV Taf. 43. Gegen Ende der mittelminoischen Zeit treten neben die üblichen kleinen und mittleren Exemplare auch ganz grosse (z. B. BSA. VIII 26 f.). In spätminoischer Zeit verkümmert diese Form rasch (z. B. Ant. cré. II 37, 6. 41) und verschwindet dann ganz. Vgl. Evans, Prehist. Tombs of Knossos 149.

mykenische Zeit im Gebrauch. Es sind dann meist grosse, gefirnisste Vasen.

Betrachten wir nun die ebenso sicher bodenständige matt bemalte Ware, so finden wir folgende Gattungen vertreten:

III. Der einhenkliche Becher VI 953 (M. Th. XI 54) besteht zwar aus einem der I. Gattung durchaus verwandten Thon, aber in seiner Form und noch mehr in seiner Bemalung weicht er von allen mir sonst aus dem Peloponnes bekannten Vasen ab. Der niedere, wenig eingezogene Fuss und der tief sitzende kleine Ringhenkel unterscheiden sich durchaus von der geläufigen mykenischen Form, deren schönsten Beispiel der goldene Becher IV 427 (Schliemann, Mykenae 269, Abb. 343) bildet. Dagegen bietet Melos — z. B. Excavations at Phylakopi 115 Taf. XVI — genaue Parallelen zur Form unseres Bechers, wie auch zu der eigenartigen Sitte, nur eine Seite des Gefässes zu bemalen. Die in mattem Violett aufgetragenen Muster — Spiralhaken mit Punktrosetten und Gruppen senkrechter Striche — verbinden Alteinheimisches mit Minoischem in einer wenig organischen, nachlässigen Weise. Das Gefäss dürfte eine jüngere Spielart der I. Gattung darstellen, bei der schon kretischer Einfluss mitwirkt.

IV. Dagegen gehört die kleine Kanne II 222 (M. Th. IV 13) durchaus der alteinheimischen Tradition der Argolis an. Sie besteht aus graugelbem Thon, ist ziemlich kunstlos aus freier Hand geformt und mit einfachen Strichmustern in mattem Violettbraun verziert. Von fremdem Einfluss keine Spur.

Dasselbe gilt von zwei arg zertrümmerten grossen Vorratsgefässen des IV. Grabes¹. Sie sind nur ganz spärlich mit Linearmustern in mattem Braun und Weinrot bemalt. Scher-

¹ IV 590, 591 (M. Th. V 20, 21); im Text werden 'Fragmente von noch wenigstens vier grossen Gefässen dieser Art, die fast ganz der Bemalung entbehren', erwähnt. Die Form kennen wir sowohl aus der Argolis — viele Scherben und einige ganze Vasen aus Mykenai und Tiryns — wie aus Kreta und Melos: z. B. BSA. IX 50 ('Temple Repositories' von Knossos); Excav. at Phylakopi Taf. XIII 19. Und wiederum entstammen diese Beispiele der Wende der mittel- und spätminoischen Zeit.

ben ähnlicher Vasen sind in den entsprechenden Schichten von Tiryns überaus häufig.

V. Zu einer anderen, ebenfalls einheimischen Gattung matt bemalter Gefäße gehört die Schale I 198 (M. Th. I 6), aus gelbem Thon ohne Drehscheibe ziemlich ungeschickt geformt und mit einem Spiralbande in mattem Braun bemalt. Die hohen Henkel mit eingesenktem oberem Steg, zu denen nordgriechische Gattungen Parallelen bieten¹, sind ebenso charakteristisch wie die langgezogenen, zusammengedrückten doppelten S-Linien, die der minoischen Ornamentik ganz fremd sind, während sich auf den Kykladen Analogien dazu finden². Also auch hier einheimische, von fremdem Einfluss unberührte Keramik.

VI. Eine Gruppe für sich bilden die bauchigen Schnabelkannen VI 946. 947. 950-952 (M. Th. IX 44. X 45. 46)³; auf die glatt polierte Oberfläche des rötlich lederfarbenen Thons sind Wellenlinien und schematische Vögel in mattem Braunschwarz und Weinrot aufgemalt. Die Form ist eine alte, von den Kykladen, besonders Thera und Melos, sowie aus Kypros und Kleinasien⁴ längst bekannte Weiterbildung des Flaschenkürbisses mit kurzem, zurückgebogenem Hals. Aber nach ihrer Technik gehören unsere Kannen an keinen jener Orte. Sie haben weder die vulkanischen Einsprengungen der Vasen von Thera und Melos, noch den typischen kypri-schen Thon, während die monochromen Schnabelkannen aus Yortan und Troja älter und technisch verschieden sind. Ebenso wenig darf man sie für kretisch erklären. Die Vögel

¹ Τσούντας, Διμήνιον καὶ Σέσκλον 270 ff.; Wace-Thompson, *Prehist. Thessaly* 186. Diese Henkelform bleibt auf Kypros bis in spätmykenische Zeit im Gebrauch; z. B. Murray, *Excav. in Cyprus* S. 35, 1031. 47, 868 u. a.

² Z. B. die bekannte 'Pfahldorf'-Büchse von Melos, Perrot-Chipiez VI 910.

³ Ein unbemaltes Exemplar aus braungelbem Thon lag in Grab V 857; M. Th. Text VII 40 a. Wichtiger ist die ebenfalls hierher gehörige grosse kugelige Kanne I 200 (M. Th. I 1), die mit den plastischen Brüsten unter dem Halse und dem fein und sicher gezeichneten doppelten Spiralband auf der Schulter eine besondere Spielart vertritt.

⁴ Z. B. Rayet-Collignon, *Céram. grecque* 9; Dussaud, *Civilis. préhell.* 109. 134 ff. 230 ff.; *Excav. at Phylakopi* Taf. IX.

auf echt melischen Gefässen¹ scheinen nur bei oberflächlicher Betrachtung den mykenischen zu gleichen, unterscheiden sich in Wahrheit ganz wesentlich durch den voll schwarzen, runden Leib und die sehr viel naturgetreuere Zeichnung von Hals und Kopf. Wohl aber findet sich unter den Vasen von Phylakopi in Athen eine den mykenischen durchaus verwandte Kanne², und einige ähnliche Scherben haben wir in Tiryns ausgegraben. Woher diese Gattung stammt, lässt sich vorläufig nicht sagen. Zu ihrer Datierung hat man die oben erwähnte Schnabelkanne aus Knossos herangezogen, die aus den 'Temple Repositories', also aus dem Ende der mittelminoischen Periode stammt. Aber die Unterschiede in Technik, Form und Stil rauben diesem Vergleich seine Beweiskraft. Zu unseren Kannen gehört auch, nach seinem roten Thon und der matten weinroten und weissen Malerei, der eigenartige bauchige Topf V 858 (M. Th. VII 39), dessen plumpe Form, geringe Technik und primitives Ornament besonders altertümlich anmuten.

Den Schnabelkannen verwandt erscheint auch das grosse zweihenklige Vorratsgefäss VI 948 (M. Th. VIII 43). Vgl. dazu die oben S. 143 erwähnten Exemplare derselben Form, vor allem die melischen; diese zeigen auch dieselbe Beschränkung des Ornaments auf ein Schulterbild jederseits; und zu den höchst roh und ungeschickt dargestellten Greifen unseres Gefässes bieten die scheusslichen Missgeburten auf einigen Vasen von Phylakopi die nächsten Parallelen (Excav. at Phyl. 112, Taf. XIV). Es sind Nachbildungen wohl minoischer Fabelwesen, von sehr ungeübter Hand. Singulär aber ist die Technik der mykenischen Vase, deren Greifen in braunen Umrissen mit weisser Füllung und weisser Innen-

¹ Z. B. Excav. at Phylakopi 118 ff. Taf. XXI und die wohl aus Melos importierte grosse Schnabelkanne von Knossos, BSA. IX 50, die wesentlich schlanker als unsere mykenischen ist.

² Nat. Mus. Nr. 5780. Auch die Vögel sind hier den unseren ganz gleich. Die alte Form der Schnabelkanne lebt übrigens auf Melos noch in spätminoischer Zeit fort, ja sogar auf Kreta. Vgl. die schöne Kanne mit Seelandschaft, Excav. at Phylakopi Taf. XXXI 1 (besser JHS. XXIV 1904, Taf. 12), und die melischen, kretischen Mustern nachgebildeten, ebenda 126 f. Taf. XXIII; BSA. XVII Taf. 3.

zeichnung an den Köpfen hergestellt sind. Dass unser Gefäss etwa aus Melos stammte, ist ausgeschlossen.

VII. Es bleibt endlich eine Gruppe ganz eigenartiger kleinerer Vasen, die aus ziegelrotem Thon sehr sorgsam und dünnwandig, aber ohne Drehscheibe hergestellt, mit matten Farben (Schwarz und Zinnober) bemalt sind. Alle stammen aus dem VI. Grabe. Die Technik erinnert lebhaft an die leuchtend rote Keramik von Kypros; die Formen der Schnabelkanne VI 941 (M. Th. XI 51) und des Askos VI 944 (M. Th. X 47), der freilich zum grösseren Teil ergänzt ist, weisen eher nach Melos¹; aber die Becher VI 943. 954 (M. Th. XI 52. 53) führen uns, wenigstens der Form nach, wieder in den altmykenischen Kreis; und die einfachen, aber dabei doch eigenartigen Linearornamente erinnern z. T. eher an Urfirnis-Keramik, sofern sie nicht, wie M. Th. XI 53, ganz singulär sind. Wir müssen uns bescheiden, auch für diese Gattung weitere Aufklärung von neuen Fundstätten zu erhoffen.

Die letzten der eben aufgezählten Gattungen sind sicherlich in die Argolis importiert worden. Ebensovienig bodenständig sind fast sämtliche Vasen der Schachtgräber, die mit Firnis bemalt sind. So gewiss sich auf Kreta — und wohl auch anderwärts — aus dem immer mehr verbesserten Urfirnis der leuchtende minoische Firnis allmählig entwickelt, so sicher ist es anderseits beweisbar, dass in der Argolis eine Lücke eintritt. Auf die Blüte der Urfirnis-Keramik folgt eine Periode ziemlich langweiliger polierter oder matt bemalter Gefässe, bis ein ganz neuer, fremder Einfluss plötzlich die vollendete Firnis-Technik wieder ins Land bringt, ohne dass die einheimischen Töpfer sie zunächst selbst anwenden. Für die erste dieser Behauptungen bieten uns die Scherbenmassen und Schichtungen von Tiryns gültige Beweise, für die zweite eben unsere Schachtgräber:

VIII. Wir beginnen mit dem einzigen echt minoischen Gefässe der ganzen Reihe, dem Trichter des II. Grabes (221. M. Th. IV 14). Für Form, Technik und für die charakteristischen reichen Spiralbänder bieten kretische Funde, beson-

¹ Zum Askos vgl. Excav. at Phylak. 136 und BSA. XVII 15, Nr. 96.

ders aus dem Osten der Insel¹, ganz schlagende Parallelen. Sie stammen allesamt aus der I. spätminoischen Periode. Echt minoische Gefässe gehören unter den festländischen Funden ja überhaupt zu den grössten Seltenheiten.

IX. Betrachten wir zunächst locale Nachahmungen: Die kleine Amphora VI 956 (M. Th. XI 55) ist augenfällig einem minoischen Gefässe nachgebildet. Das lehrt schon die charakteristisch mittelminoische Form mit ganz kurzem Hals, doppeltem Ausguss und kleinen Stabhenkeln (vgl. oben S.141). Und ebenso erinnern die roten und weissen Bänder an Hals und Leib, sowie das senkrechte Wellenmuster auf der Schulter — 'ripple ornament' nennen es die englischen Archäologen — schlagend an kretische Vorbilder². Aber weder der unförmlich bauchige, unten wenig verjüngte Leib, noch die hässlich nachlässige Bemalung lassen sich auf echt minoischen Exemplaren belegen. Unsere Amphora stellt einen frühen Nachahmungsversuch einheimischer Keramik dar.

In viel interessanterer Weise äussert sich minoischer Einfluss in der Tasse I 197 (M. Th. III 12). Eine schon in mittelminoischer Zeit übliche Form ist hier von einem localen Töpfer nachgeahmt, der freilich mit seinen primitiven Mitteln, ohne Drehscheibe, weder die wunderbare Feinheit der kretischen 'Eierschalen-Ware', noch die Sicherheit ihrer Profilierung erreicht. Und wie kläglich nimmt sich die Malerei mit ihrem geringen bräunlichen Firnis und dem leblosen Stil neben echt minoischen Werken aus! Das Streumuster (offenbar stilisierte kleine Blüten) auf der Aussenseite erscheint schon häufig auf mittelminoischen Vasen³, die Nautil der Innenseite und die runden Gebilde zwischen ihnen

¹ Genau entsprechende Stücke z. B. Boyd-Hawes, Gournia Taf. VII 38. 39; Antiqu. cré. I 39. Melische Nachahmungen, Excav. at Phylak. 135.

² Vgl. z. B. BSA. IX 50, aus den 'Temple Repositories' von Knossos. Zum Ornament Mackenzie, JHS. XXIII 1903, 160; er verfolgt es bis in die neolithische Keramik hinauf.

³ Z. B. JHS. XXIII 1903, Taf. 6. XXVI 1906 Taf. 8 und sonst oft. Gute spätminoische Beispiele Amer. Journ. Arch. 1909, Taf. 7 (SM. I) und JHS. XXIV 1904, Taf. 11. 12 (SM. II), mit 'ausgesparten', sozusagen rotfigurig gemalten Blüten, offenbar eine Reminiscenz der Kamares-Technik.

(Seerosen?) sind wohl nicht lange vor dem Ende der ersten spätminoischen Phase gebräuchlich. Der Verfertiger unserer Schale war seiner Aufgabe keineswegs gewachsen, er bleibt weit hinter seinem Vorbild zurück. Dass er in der Argolis zu Hause war, lässt sich nicht erweisen. Das Fehlen ähnlicher Vasen in unserem reichen Scherbenmaterial spricht gegen diese Annahme. Ganz sicher nicht argivisch aber sind die folgenden Gruppen.

X. Im V. Grabe befand sich ein grosses dreihenkliges Vorratsgefäß (856; M. Th. VII 42); in der Form, den metallenen Mustern nachgebildeten Profilen von Hals, Henkeln und Fuss, dem glänzend schwarzen Firnis und den reichen Spiralbändern, die ausgiebig mit weissen Punkten und Strichen aufgehöhlt sind, erinnert diese Vase sofort an kretische der I. spätminoischen Periode¹. Dennoch wird kein Kenner zögern, sie der echt minoischen Keramik abzusprechen und einer von ihr abgeleiteten Gattung zuzuweisen.

Dieser grossen Vase reiht sich eine Gruppe kleiner Gefässe derselben Form an. Alle sieben stammen aus dem I. Grabe (190-196; drei von ihnen M. Th. III 9-11). Davon zeigen vier (190. 194-196) die übliche minoische Form mit drei Horizontalhenkeln, während zwei (191. 192) nur zwei solche Henkel, eines (193) zwei senkrechte und zwei wagrechte Henkel besass; dies sind singuläre Abarten des geläufigen Typus. Bei flüchtiger Betrachtung scheint die in glänzendem Firnis aufgemalte Decoration der minoischen zu entsprechen. Bei näherem Zusehen häufen sich die Unterschiede. Das Muschel-Ornament (191. 192. 195. 196) ist auf dem Festlande ebenso häufig² wie auf Kreta selten, während anderseits die bisweilen

¹ Diese Form des Vorratsgefässes ist für die spätminoische Periode charakteristisch. Ihre Entwicklung lässt sich auf Kreta gut verfolgen, von früheren Exemplaren (SM. I) wie Ant. crét. I 38 (II 37,2 hat vier senkrechte Henkel) zu den entwickelten, schöner geschwungenen Vasen des Palaststils (z. B. Evans, Prehistoric Tombs of Knossos Taf. 100. 101) und der schon erstarrten, jüngeren Form, wie Evans, Tomb of the Double Axes (Archaeologia LXV 1914) 20. 48 ff., die dann in der jungmykenischen Keramik weitergebildet wird (Myk. Vasen Taf. III ff. aus Rhodos. XXXVII 380 aus Mykenai).

² Z. B. Myk. Vasen XXVI 193, und zahlreiche Scherben von Tiryns.

ähnlich geschweiften, aber fast stets mit Stiel oder Schleife (wie Gournia Taf. G u. a.) versehenen minoischen Doppelbeile der festländischen Keramik beinahe fremd sind¹. Ebenso selten ist auf Kreta das gegitterte Blatt (190. 193), für das die Scherbenfunde von Mykenai und Tiryns, sowie die älteren Kuppelgräber zahlreiche Belege bieten.

Ein sorgfältiges und schönes Stück dieser Gruppe ist die Kanne VI 945 (M. Th. XI 56). Die metallenen Mustern getreu nachgebildete Form mit kurzem Halse und tellerförmiger Mündung erscheint auf Kreta schon gegen Ende der mittelminoischen Periode (z. B. BSA. IX 50, aus den 'Temple Repositories' von Knossos). Aber das in leuchtend schwarzem Firnis aufgetragene Muster auf der Schulter trennt unsere Kanne von der normalen kretischen Keramik, während es auf dem Festlande, besonders in den Scherbenmassen von Tiryns und Mykenai, seine Parallelen findet.

Die bisher besprochenen Vasen wird man so weit wie möglich an den Anfang der I. spätminoischen Periode rücken. Deren Ende dürfte die vortreffliche Kanne I 199 (M. Th. II. III 8) angehören. Die schlanke Form mit kantig zugeschnittenem Ausguss² ist minoisch; aber das reiche Ornament, Wasserpflanzen und stilisiertes Seegetier, unterscheidet sich von dem, was wir auf Kreta bisher kennen, während es identisch auf den schönsten Vasen der älteren Kuppelgräber—in Pylos und Kakovatos vor allem³—wiederkehrt.

Dass unsere Vasen nicht aus dem mittleren oder östlichen Kreta stammen können, scheint mir völlig gesichert. Ebenso lässt es sich nachweisen, dass die Argolis nicht ihre Heimat ist. Die Ausgrabungen von Tiryns zeigen, dass diese Gattung dort, wie in den mykenischen Schachtgräbern, un-

¹ Ausnahmen z. B. Myk. Vasen XXVI 194. 195; 'Ep. ἀρχ. 1895 Taf. 11, 2.

² Vorstufen dazu schon MM. I, z. B. JHS. XXI 1901, 84 ff.; MM. III z. B. Ant. cré. II 47, 3, SM. II Ant. cré. II 41. Den Ausguss unserer Kanne hat Wace jüngst aus den Schliemannschen Scherbenmassen vervollständigt.

³ Pylos: Kuruniotis, 'Aρχ. Ἐφημ. 1914, 99 ff. Taf. 2. Kakovatos: AM. XXXIV 1909, besonders Taf. 24, 7; dazu Kurt Müller S. 317 ff., dessen Untersuchungen allen späteren den Weg weisen.

vermittelt, ohne jede Vorstufe, in höchster Vollendung auftritt,—gerade die ältesten Stücke pflegen die besten zu sein—während neben ihnen die alte, einheimisch argivische Keramik sich langsam weiter entwickelt, ohne sich mit den prächtigen Fremdlingen zu messen. Erst viel später, zur Zeit der jüngeren Paläste (SM. III auf Kreta); blüht in der Argolis selbst, was wir gemeinhin mykenische Keramik nennen; die 'älter mykenische' Ware stammt nicht von hier. Aber auch nicht aus Mittelgriechenland, wo genau ebenso die schönen importierten Gefäße ohne Zwischenglieder neben geringen einheimischen stehen¹, und natürlich auch nicht aus dem entlegenen Westen des Peloponnes (Pylos, Kakovatos u. a.). Wenn Lakonien nicht einmal als die Heimat dieser Keramik erwiesen werden sollte, werden wir sie doch am ehesten dem bisher unerforschten Westen von Kreta zuschreiben. Dafür würde auch sprechen, dass wir sie neben gewöhnlich minoischer Ware auf Melos finden, das in jener Zeit noch ganz unter kretischem Einflusse steht.

Innerhalb der eben besprochenen Gruppe machen sich übrigens auch mehrfache kleinere Unterschiede geltend, die aber als verschiedene Phasen einer einheitlichen Entwicklung gelten können, welche zeitlich die ganze I. spätminoische Periode umfasst. Für sich allein, als eine besondere, sehr seltene Spielart, steht die kleine Tasse III 156 (M. Th. IV 19). Ihre Form ist im minoischen wie im festländischen Kreise singulär, nicht minder die in ungewöhnlich streifigem bräunlichen Firnis aufgemalte Verzierung, ein ganz einfaches Spiralband mit kleinen tannenartigen Zweigen in den Kreisen².

Ich habe hier absichtlich die Vasen bei Seite gelassen, die nicht in den Gräbern selbst, sondern im Schutte über

¹ Thorikos: Stais, *Ep. ἀρχ.* 1895, 225. Theben: Keramopullos, ebenda 1910, 177 ff. Chalkis: Papavasiliu, *Περὶ τῶν ἐν Εὐβοίᾳ ἀρχαίων τῶν 21* ff. Phot. d. Inst. Chalkis 74-98.

² Ich kenne von Vasen dieser Spielart nur je eine Scherbe aus Phylakopi (Excav. at Phylak. Taf. XXXI 15) und Tiryns und ein paar aus Korinth (Ausgrabungen von 1916). Ferner könnte die auch in der Form sehr ähnliche Vase aus Phylakopi, BSA. XVII 15, Nr. 82 hierher gehören; doch wage ich dies ohne Autopsie nicht zu entscheiden.

ihnen gefunden sind (M. Th. I. VII)¹. Sie haben für die Datierung der Gräfte natürlich nur sehr geringen Wert. Beim III. Schacht fand Schliemann (Mykenae 190) 'ungefähr 9 Fuss oberhalb der Öffnung dieses Grabes... neben demselben, in einer Tiefe von 21 Fuss unterhalb der früheren Bodenfläche, bei einer Menge Skeletten von Menschen... Messer von Obsidian und fünf sehr hübsche, ohne Töpferscheibe gemachte Vasen'. Es sind zwei gelb polierte Kännchen mit runder Mündung (III 159. 160) und zwei kleine matt bemalte Gefässe, der zweihenklige Napf III 158 (M. Th. IV 17), das Kännchen III 157 (M. Th. IV 16), sowie zwei Scherben mit Spiral- und Polypenmuster (161. 162; M. Th. IV 18). Die Obsidianmesser legen die Vermutung nahe, dass hier etwas ältere Gräber bei der Anlage unserer Fürstengruft zerstört wurden. Sie können also für diese einen terminus post quem abgeben.

Leider lässt sich nicht mehr nachweisen, welche von den M. Th. Taf. V. VI abgebildeten Scherben wirklich aus dem IV. Grabe selbst stammen, welche aus dem in dieses hineingerutschten Schutt. Bei V 24-27 (locale hellthonige Ware mit einfachen Linearornamenten in matter Farbe) und V 29 ('ripple ornament') hat diese Frage geringere Bedeutung als bei den bunten Fragmenten grosser Gefässe auf Taf. VI, die immer wieder als Beweis dafür angeführt werden, dass in den Schachtgräbern 'Kamares'-Vasen vorkämen. Aber eines kann mit aller Sicherheit behauptet werden: Keine dieser Scherben ist echt minoische Ware². Und dies gilt ebenso für alle die zahlreichen in Tiryns gefundenen 'Kamares'-Scherben und für die selteneren von anderen mykenischen Stätten des Festlandes. Mit Ausnahme von Melos, wo man minoische Originale und locale Nachahmungen nebeneinander findet und besonders gut vergleichen kann (Excav. at Phylak. 148 ff. Taf. XXIV; Dawkins, BSA. XVII 9 ff.), ist meines Wissens noch keine einzige echt mittelminoische

¹ VII 41 ist eine Nachahmung von MM. III; 40 scheint der Greifenvase VI 948 (M. Th. VIII 43) verwandt, 36 ist einheimische matt bemalte Ware.

² Das betont mit Recht Reisinger, Kretische Vasenmalerei 13. Die Bemerkung AM. XXX 1905, 151f., über 'Kamares'-Scherben aus Tiryns, ist irrig.

Scherbe ausserhalb von Kreta gefunden worden. Andererseits haben uns die Ausgrabungen von Tiryns gelehrt, dass die 'Kamāres'-Technik sich in der Argolis bis weit in die jungmykenische Zeit (SM. III) hinein hält. Demnach erlauben uns die bunten Scherben unseres Grabes, selbst wenn sie zu dessen ursprünglichem Inhalt gehören, noch nicht, seine Anlage bis in die mittelfröhen Periode hinaufzurücken; zudem gehören ja die Muster auf diesen Scherben jedesfalls in die letzte Phase jener Periode. Sie können an der aus anderen Elementen gewonnenen Datierung der Schachtgräber (SM. I) nichts ändern.

Im Ganzen ist es auffällig, wie wenig zahlreich und gering die Thongefässe der reichsten unserer Gräber (III. IV. V) sind, während sich viele und schöne Vasen in den armen Gräften I und VI finden. In jenen war den Fürsten und vornehmen Damen ein Schatz von Tafelgeschirr aus Edelmetall, von Küchengeschirr aus Kupfer oder Bronze ins Grab gestellt worden, die Thongefässe sind hier nur bescheidene Behälter bestimmter Beigaben an Speise und Trank. Die weniger reichen Toten dagegen bekamen wenigstens, in Ermangelung metallenen Geschirrs, solches aus schön bemaltem Thon (die Fayencegefässe s. unten Cap. VI). So erklärt sich der Gegensatz ungezwungen.

Betrachten wir nun den keramischen Inhalt der einzelnen Schachtgräber: Eine zeitlich geschlossene Gruppe müssen zunächst die Vasen des II. Grabes bilden, des einzigen, in dem nur ein Toter bestattet war. Leider ist es auch das ärmste von allen. An Thongeschirr enthielt es — ausser einem unten zu besprechenden Fayencegefäss — nur die mattbemalte Kanne 222 (M. Th. IV 13) und den spätfriechischen Trichter 221 (M. Th. IV 14). Immerhin ist es wichtig, zu erkennen, dass diese beiden Gattungen neben einander erscheinen, dass also matt bemalte Ware im XVI. Jahrhundert v. Chr. noch gebräuchlich war, wenn auch ihre Anfänge viel weiter zurück liegen.

Einfach genug liegen die Verhältnisse auch im VI. Grabe. Ein Skelett lag lang ausgestreckt auf dem Boden des Schachtes, die Knochen eines zweiten waren in einer Ecke

zusammengescharrt. Offenbar hatte hier der erste Inhaber der Gruft einem Nachfolger Platz machen müssen. Wie die Beigaben auf diese beiden Toten zu verteilen sind, ist aus den Fundumständen nicht sicher zu ermitteln. So weit sich darunter Älteres und Jüngeres scheiden lässt, wird man geneigt sein, die altertümlich anmutenden gelb polierten Vasen (M. Th. X 48.49), das minysche Gussgefäß (M. Th. X 50), die plumpen Schnabelkannen (M. Th. IX. X 45.46) und den grossen Topf mit den Greifen (M. Th. VIII), nicht minder die Amphora M. Th. XI 55, dem ersten Toten zuzuweisen, dagegen dem zweiten sicher die schöne Kanne M. Th. XI 56 und wohl auch die feine rote Ware M. Th. X 47. XI 51-53. Immerhin kann aber auch hier kein sehr grosser Zeitraum zwischen den Bestattungen verstrichen sein. Allen Anzeichen nach gehören beide dem Anfang der spätminoischen Periode an.

Von den drei Leichen des V. Grabes scheint die mittlere recht unsanft behandelt, vielleicht auch beraubt worden zu sein¹. Sie ist also offenbar die älteste, und man wird ihr gerne den sehr altertümlichen Topf M. Th. VII 39 geben, das schöne Vorratsgefäß M. Th. VII 42 aber gewiss einem der beiden jüngeren Toten. Der übrige Inhalt des Grabes lässt aber auch hier keine bedeutenden zeitlichen Unterschiede erkennen.

Über die Schwierigkeiten, welche uns die Scherbenfunde des IV. Grabes bereiten, ist schon oben (S.151) gesprochen worden. Die ganz oder grossenteils erhaltenen gelb polierten und matt bemalten Vasen (oben S.141.143) brauchen nach dem Befunde des II. und VI. Grabes keineswegs älter als jenes zu sein. Dasselbe gilt von dem sehr spärlichen keramischen Inhalt des III. Grabes, in dem ja zudem nur die Tasse 156 (M. Th. IV 19) aus der Grube selbst stammt. Zu dieser jüngeren Datierung stimmen auch die im III. Grabe reich vertretenen kretischen Fayencegefässe (s. unten Cap. VI).

Anders scheint es zunächst im I. Grabe zu stehen, das ja an Thonvasen besonders reich ist. Die matt bemalte Schale 198 (M. Th. I 6) und die plumpe Schnabelkanne 200 (M. Th.

¹ Sie allein entbehrt der goldenen Maske und des reichen Schmuckes der anderen.

I 1) muten recht altertümlich an, während die gefirnissten Gefässe unbedingt der I. spätminoischen Periode angehören. Dennoch darf man sich auch hier nicht vom Scheine täuschen lassen; denn die Schmucksachen der drei Damen, die in dieser Gruft lagen, sind so durchaus einheitlich, dass man sie allesamt einem Goldschmied zuweisen möchte. Ein irgendwie namhafter Zeitabstand zwischen den drei Bestattungen ist ausgeschlossen, die scheinbar altertümlichen Vasen müssen jünger sein als sie aussehen, diese alten Gattungen haben offenbar ein paar Generationen lang noch neben der neuen, reich verzierten Firnis-Keramik das Feld behauptet.

Für die Datierung unserer Vasen ist der Vergleich mit denen aus den ältesten Kuppelgräbern besonders lehrreich. Dass diese zeitlich unmittelbar auf die mykenischen Schachtgräber folgen, steht ausser Zweifel. Und ebenso sicher erscheint mir ihre Gleichsetzung mit dem Ende des I. und dem II. spätminoischen Stile auf Kreta (dem sog. Palaststil in Knossos), eine Gleichsetzung in der, von zwei Seiten ausgehend, Mackenzie (JHS. XXIII 1903, 187 ff.) und Kurt Müller (a. a. O. 320 f.) einander begegnen. Gewiss mit Recht hat Müller die Vasen von Kakovatos, denen man nun die von Pylos anreihen muss, als älteste Vertreter dieser Gruppe noch an die Grenze der ersten und zweiten spätminoischen Periode gesetzt, während Vaphio, Mykenai, Thorikos (um nur die wichtigsten Beispiele zu nennen) ein wenig jünger sind. Nun lassen sich aber die jüngsten Vasen des III. Schachtgrabes vor Allem die schöne Kanne mit Wasserpflanzen, von den ältesten Vasen aus Kakovatos und Pylos nicht trennen. Es genügt dafür ein Blick auf die Tafel bei Kuruniotis, *'Agy. 'Ep.* 1914, Taf. 2, wo beide nebeneinander abgebildet sind. Somit gewinnen wir für das III. Schachtgrab als unterste Zeitgrenze das Ende der I. spätminoischen Periode, während wir anderseits gesehen haben, dass sich auch die ältesten Gefässe der Schachtgräber kaum über den Anfang der I. spätminoischen Periode hinaufrücken lassen. Diese engen Grenzen — die beide noch innerhalb des XVI. Jahrhunderts vor Chr. fallen — umfassen also die gesam-

ten sechs Schachtgräber mit ihren Schätzen¹. Dabei wird man geneigt sein, die älteren Beisetzungen des IV., V. und VI. Grabes an den Anfang zu setzen, die späteren Bestattungen in diesen Grüften und das II. Grab in die Mitte, das I. und III. ans Ende der Reihe.

Somit bieten uns die Thongefässe der Schachtgräber eine wichtige chronologische Grundlage. Sie lehren uns zugleich, dass die Periode, in welcher auf Kreta die höchste Blüte minoischer Kunst schon allmählig ihre volle Entfaltung überschreitet, in der Argolis durchaus noch nicht den Höhepunkt der Entwicklung darstellt. Im Gegenteil, die einheimischen Erzeugnisse sind einfach und gering, sie bezeichnen geradezu einen Tiefstand, gegenüber den unvergleichlich viel höher stehenden Arbeiten älterer Zeit, vor allem der Urfirnis-Ware. Überblickt man die Keramik der Schachtgräber, so ist der stärkste Eindruck Unordnung und verwirrende Vielseitigkeit. Eine Reihe von Gattungen treten in mehr oder minder vereinzelt Exemplaren auf, nirgends kann man eine Entwicklung innerhalb derselben Gattung verfolgen, es fehlt durchaus an einer einheitlichen Richtung. So sieht es nicht im Mittelpunkt einer hochentwickelten Keramik aus, wohl aber in einer Gegend, die erst anfängt, sich fremdem Handel und Verkehr zu erschliessen, wo die Kunst in der Vielheit verschiedenartigen Imports sich ihre Vorbilder und ihren Weg erst suchen muss.

Überhaupt muss immer wieder betont werden, dass die Argolis bis zum Ende der mittelminoischen Periode eine durchaus bescheidene, provinzielle Cultur aufweist. Dann ergiesst sich auf einmal ein breiter Strom kretischen Einflusses in die Ebene. Wir können das in Tiryns verfolgen, wo nach den Scherbenfunden und Freskenresten der Bau des älteren Palastes in diese Zeit fällt, noch besser in Mykenai, dessen Burg überhaupt damals erst angelegt zu sein scheint. Und wir dürfen jedesfalls annehmen, dass unsere Schachtgräber die ältesten Fürstengrüfte von Mykenai sind.

¹ [So jetzt auch Fimmen, Die kretisch-myken. Kultur (1921), 202 ff. 212]

V. EINHEIMISCHES UND FREMDES. NORDISCHER IMPORT.

Diese Resultate sind wichtig für die Beurteilung des übrigen Inhalts der Gräber, vor allem für die sich immer wieder aufdrängende Frage: einheimische Kunst oder fremder Import?¹ Für die Keramik ist diese Frage in einer für Mykenai recht ungünstigen Weise gelöst. Aber auf die übrigen Funde denselben Grundsatz zu übertragen, wäre doch gewagt. Die Annahme, alles Schöne und Kunstreiche sei aus Kreta gebracht, alles Einheimische gering und kunstlos, führt zu schiefen Schlüssen: das lehren schon die Fresken von Mykenai und Tiryns, unter denen die ältesten, den Schachtgräbern etwa gleichzeitigen, die besten sind (Rodenwaldt, Tiryns II 202 ff.).² Wenn auch kretische Maler gewiss die Schöpfer dieser ältesten Werke waren, so haben sie doch sehr bald in der Argolis selbständig Schule gemacht und im Auftrage der Fürsten von Mykenai und Tiryns auch neue Stoffe zur Darstellung gebracht, von denen die minoische Malerei nichts weiss. Drum werden wir bei der Scheidung von Einheimischem und Fremdem uns, wo immer es möglich ist, nach festeren Anhaltspunkten zu richten haben als nach dem künstlerischen Werte des einzelnen Stückes.

Zunächst geben sich einige Denkmälerclassen ohne weiteres aus äusseren Gründen als einheimische Arbeiten kund: die Reliefstelen über den Gräbern; die gebrechlichen, aus Flittergold hergestellten Schmuckstücke, die dem Gebrauche der Lebenden nie gedient haben können, offenbar also für die Toten angefertigt wurden; die dünnwandigen, schlecht gearbeiteten Goldgefässe, die vielleicht auch nur für den Totencult hergestellt, keinesfalls aber aus der Ferne importiert wurden. Andererseits legt bei einer Reihe von Gegenständen schon das Material — Alabaster, Elfenbein, Strauseneier — kretische Herkunft nahe. Denn der Alabaster stammt

¹ Die Bestattungsweise gibt uns leider hier keine Aufschlüsse, weil wir die gleichzeitige kretische zu wenig kennen. S. oben Cap. III.

² [Nach den Ergebnissen von Wace und Blegen muss man diese ältesten Fresken erheblich jünger, etwa SM. II-III, ansetzen. Vgl. jetzt auch Rodenwaldt, Der Fries des Megarons von Mykenai 54 f.].

aus Kreta, und durch minoische Kaufleute oder als Beutestücke sind gewiss jene anderen kostbaren afrikanischen oder asiatischen Stoffe nach Griechenland gelangt. Auch die Fayencevasen sind sicher kretischen Ursprungs. Immerhin wird es in den meisten Fällen hier kaum möglich sein zu entscheiden, ob solche Gegenstände fertig aus Kreta importiert oder von minoischen Künstlern am Hof von Mykenai hergestellt wurden. Und dasselbe gilt für eine Menge von Werken, die gewiss nicht den kunstlosen Händen des alten einheimischen Handwerks entstammen, wie den schönsten goldenen und silbernen Gefässen und den kostbaren Waffen, den Schiebern und Ringen von Gold. Jedesfalls gehören solche von kretischen Einwanderern geschaffene Werke mit zur minoischen Kunst, wenn sie auch, wie wir sehen werden, mehrfach im Gegensatz zu rein kretischen Erzeugnissen festländische Einflüsse zeigen. Endlich sondert sich auch eine kleine Gruppe von Funden ab, deren nordische Herkunft oder Beeinflussung durch das Material (Bernstein) oder durch Form und Stil bezeugt wird. Wir wollen mit dieser Gruppe beginnen.

Die Verteilung des Bernsteins im minoisch-mykenischen Kreise ist eine sehr ungleiche¹. Kreta, die Kykladen, Mittelgriechenland liefern uns nur einige vereinzelte Perlen². Im Peloponnes sind die Schachtgräber und das grosse Kuppelgrab von Kakovatos aufs Reichste damit ausgestattet, aber in den späteren mykenischen Nekropolen der Argolis ist der

¹ Dasselbe lässt sich auch für spätere Zeiten sagen: in der geometrischen griechischen Kunst ist Bernstein sehr selten, ebenso im VII-VI. Jahrh. (z. B. in Eleusis, 'Εφ. ἀρχ. 1885, Taf. 9, 3; in Sparta, BSA. XIII 73 Taf. 4; häufig in W. nur in Ephesos, Brit. Mus. Excav. at Eph. S. 213 ff. Taf. 47. 48). Dagegen kommt er vom VIII-VI. Jahrh. massenhaft in Italien vor—besonders in Etrurien und Picenum—und dann wieder in einigen Statuetten u. ä. in Apulien (VI-V. Jahrh.). Vgl. im Allgemeinen Zeitschrift für Ethnologie XXIII 1891, 296 ff. XXXIII 1901, 403. Hierauf verschwindet er mehrere Jahrhunderte fast ganz, um in römischer Zeit wieder Mode zu werden (besonders zahlreich und schön in Aquileia; Maionica, Führer d. d. k. k. Staatsmuseum in Aquileia 1910, 71 ff.).

² Vgl. dazu die wichtigen Bemerkungen von Evans, Tomb of the Double Axes 42 ff.

Bernstein recht selten¹. Offenbar war es eine verhältnismässig kurze Mode, die ihn den weiten Weg von der Ostsee zur Adria führte. Denn dass es baltischer Bernstein ist, haben die Analysen erwiesen (s. K. Müller, a. a. O. 282; Abbildungen S. 280, Taf. 15). An Reichtum der Formen und an Grösse stehen die Bernsteinfunde von Kakovatos ganz unerreicht da. Unsere Schachtgräber haben zwar auch Hunderte von Stücken geliefert, doch sind sie, mit Ausnahme von ein paar rechteckigen Schiebern, allesamt einfache linsen- oder ringförmige Perlen. Dass nicht blos Frauen sie zu tragen pflegten, beweist ihr Vorkommen im V. Grab, in dem nur Männer lagen.

Unter dem Goldschmuck scheidet sofort eine Gruppe aus, deren nordischer Stil offenkundig ist: es sind die Schieber, Armbänder und Ohrringe aus dem III. Grabe, die aus aufgerollten Drahtspiralen bestehen (Schliemann, *Mykenae* 226, Abb. 295-30; Staïs² S. 20). Die Ähnlichkeit dieser Spiralornamentik mit troischem Goldschmuck aus der II. Stadt, und mit bronzzeitlichen Schmucksachen aus Ungarn, Siebenbürgen und Böhmen, fällt in die Augen und ist schon längst gebührend gewürdigt worden (Hubert Schmidt, *Zeitschrift für Ethnologie* XXXVI 1901, 609 ff.). Im minoischen Kreise ist die Spirale zwar ungemein häufig, aber nicht in dieser Verwendung, wie z. B. die Schmucksachen von Mochlos und der Messarà lehren (Seager, *Explorations in Mochlos* 26 ff. Taf. 10; Xanthudidis' schöne Funde vorläufig *Δελτίον* I 1915, 62). Besonders charakteristisch sind in unserer Gruppe die Ohrringe mit ihrem kantigen, stark verdickten Mittelstück und dem oberen Knick, wo sie, offenbar an einem Ring oder einer Schnur, aufgehängt wurden. Es sind schwere, massive Stücke, die viel getragen worden sind, wie die Abnutzung zeigt. Abgesehen von ihrem Stile fallen sie schon deshalb aus dem minoisch-mykenischen Kreise heraus, weil Ohrringe sonst nicht zum Schmucke der Damen dieses Krei-

¹ Eine Ausnahme bildet der zu Weihnachten 1915 entdeckte Schatzfund von Tiryns, der wohl zum grössten Teil aus 'mittlmykenischen' Gräbern stammt. Er soll in diesen Mitteilungen veröfentlicht werden. S. vorläufig *Philadelphus, Δελτίον* II 1916, Beibl. 17.

ses gehören. Vergebens suchen wir sie auf den ungemein zahlreichen Frauenbildern der kretischen Fresken, Gemmen und Ringe, sie fehlen auch den reichsten Damen und Göttinnen, wie den Schlangengöttinnen der 'Temple Repositories' von Knossos oder der wundervollen 'chryselephantinen' Statuette in Boston (Caskey, Amer. Journ. Arch. 1915, 237 Taf. 10 ff.). Anderseits kann man bei dem regelmässig paarweisen Vorkommen unserer Exemplare an ihrer Verwendung nicht zweifeln. Ja, man muss demnach auch ein reicher verziertes Paar von Ohrgehängen (Schliemann 224, Abb. 293) der einheimisch mykenischen Toreutik zuweisen, obwohl es wegen seiner kunstvoll durchbrochenen Technik mit aufgelöteten Kügelchen zunächst als Import gelten könnte, zumal das Muster — vierblättrige Sternblüten — viel besser zu Kreta passt als zum Norden. Hier mag sich wohl einmal ein eingewandeter kretischer Goldschmied den Wünschen einer mykenischen Fürstin gefügt haben, die der fremden Mode ihre Ohrgehänge nicht opfern mochte. Aber sehr bald darauf müssen diese den minoischen Geschmack wohl barbarisch anmutenden Schmuckstücke auch in der Argolis verschwunden sein. Keine der vielen Damen auf den Wandgemälden von Mykenai und Tiryns trägt sie mehr. Wir werden annehmen dürfen, dass der Gebrauch der Ohrringe und ähnlicher Schmuck-sachen in älterer Zeit aus dem Norden über Thessalien und Mittelgriechenland nach der Argolis gelangt war. Einen Verkehr des Peloponnes mit Troja zur See schliesst das Fehlen aller Verbindungsglieder auf den Kykladen aus. Vgl. zu dieser Frage Hubert Schmidt, a. a. O. 614.

Unter dem kupfernen Küchengeschirr (Cap. X) bildet ein grosser Kessel (III 604 a), dessen concav geschweifte obere Hälfte in scharfer Kante von der flach gewölbten unteren absetzt, ein vollständiges Unicum. Nicht im minoischen Formenschatz haben wir verwandte Gefässe zu suchen, sondern wiederum im Norden.

Auch unter den Waffen können wir einige wenige aussondern, die nordischen Einfluss verraten. Da ist zunächst die merkwürdige Lanzenspitze IV 463, mit einem Schuh auf jeder Seite, zu der Sesklo (Διμήνιον καὶ Σέσκλον 334,

Taf. IV 10) und Leukas (Dörpfeld, IV. Brief 10) Parallelen bieten; dann das Schwert VI 928, das schon Hubert Schmidt (Praehistor. Zeitschrift IV 1912, 35) mit nordischen sog. Dolchstäben verglichen hat. Die breite kurze Klinge und am Hefte die Reihe von Nägeln mit ihren kegelförmigen Goldköpfen unterscheiden dieses Schwert von allen anderen minoisch-mykenischen Waffen. Aber dennoch ist seine Technik, sowohl in der Schmiedearbeit der Klinge wie in der Goldplattierung der Nagelköpfe, durchaus die normale. Auch hier wird einmal ein minoischer, in Mykenai ansässiger Schwertfeger — oder sein einheimischer Schüler — eine Waffe fremder Art verfertigt haben, auf Bestellung eines mykenischen Herrn natürlich.

Ähnliche pilzförmige Köpfe erscheinen auch an zwei Dolchen (Grab II 217. VI 927), die in ihrer Form entschieden altertümlicher sind als die übrigen Dolche der Schachtgräber. Indessen finden sich solche breite blattförmige Klingen auch auf Kreta, und zwar seit frühminoischer Zeit (Explor. in Mochlos Fig. 44; Mosso, La Preistoria II 236; diese haben alle flache Nagelköpfe).

So wird man zögern, auch hier nordischen Einfluss zu erkennen; ein solcher ist ja überhaupt nur in ganz beschränktem Maasse nachweisbar, wie die eben angeführten seltenen Fälle beweisen.

VI. ALABASTER, FAYENCE, STRAUSSENEIER, ELFENBEIN.

Die Steingefäße der Schachtgräber bilden eine kleine geschlossene Gruppe, sowohl nach dem Material wie nach der Arbeit und dem Stil. Sie bestehen samt und sonders aus kretischem Alabaster und sind technisch den auf Kreta gefundenen Vasen aus dem gleichen Material so eng verwandt, dass man sie gewiss als Import von dort ansehen darf. Eine halbkugelige Schale (III 165), sehr schwer und dickwandig, gehört durchaus zu den kleinen Votivgefäßen, die seit frühminoischer Zeit auf Kreta üblich waren. Der merkwürdige Löffel in Form zweier geöffneter Hände (III 164. Schliem. 242, Abb. 325) findet seine Analogien wiederum auf Kreta, wenn

auch kein formal entsprechendes Exemplar bisher bekannt ist. Den wichtigsten Steinlöffel dieser Art, der eine minoische Inschrift trägt, hat Xanthudidis publiziert (Εφημ. ἀρχ. 1909, 181). Der Zweck dieser eigenartigen kleinen Geräte, sicher sacralen Gebrauchs, ist leider bisher durch keine Darstellung aufgeklärt worden.

Von den grösseren Alabastergefässen des IV. und V. Grabes ist die etwas plump geformte Kanne IV 592 mit ihrer tellerförmig breit ausladenden, runden Mündung offenkundig eine etwas ungeschickte Nachahmung ähnlicher metallener Oinochoen (z. B. V 629, Schliemann 363, Abb. 478).

Vollstes Ebenmaass zeigt dagegen das schöne Gussgefäss V 829 mit goldenem Mündungsrand und goldverkleideten Henkeln, die Staïs glücklich ergänzt hat¹; seine Form ist eine der gebräuchlichsten der mittelminoischen Keramik, die auch noch in der folgenden Periode weiterlebt (oben S. 142, 3). Metallene Exemplare sind mir bisher nicht bekannt.

Weniger geläufig sind zwei sehr schlanke Kelche mit hohem, auf dem Rade gedrehtem Fuss (IV 600; Schl. Abb. 479; V 854). Ich kenne keine entsprechenden Thongefässe. In Stein bietet sich dagegen der bekannte Steatitbecher von H. Triada (Mosso, Preistoria I 55 f.; K. Müller, Arch. Jahrb. XXX 1915, 244 f.) zum Vergleich. Nur ist dessen Leib vom Fuss nicht kantig abgesetzt, und dieser viel niedriger². Genau gleich den unseren ist dagegen der Becher, den die thronende Göttin auf dem 1915 gefundenen grossen Goldring von Tiryns hält³. Wegen der Drechseltechnik würde man als Vorbild dieser Form am liebsten hölzerne Becher vermuten, deren es ja in Griechenland zu allen Zeiten gegeben hat und

¹ Guide S. 68 f. (ich citiere stets nach der ungemein bereicherten zweiten Auflage). Der Kern der Henkel bestand gewiss aus Holz. Der wohl ebenfalls goldverkleidete Ausguss ist leider verloren.

² Vgl. auch trichterförmige Steinkelche wie die aus Gourniä, bei Thiersch, Öst. Jahresh. XVI 1913, 79.

³ Dieser Ring, bei weitem der grösste aller bisher bekannten, gehört zu dem oben S. 158, 1 erwähnten Schatze. S. Philadelphus, Δελτίον II 1916, Beibl. 14. [Arch. Anz. 1916, 147].

auch heute noch gibt. Mit Metall hat die Form nichts zu tun. Dagegen führt uns das eigenartige dreihenklige Gussgefäß IV 389 (Schl. Abb. 356; Staïs S. 58) wieder in den Kreis der Toreutik zurück. Die schöne Profilierung des Fusses und Leibes, die feinen umlaufenden Canneluren, die reiche, etwas barocke Gliederung des Halses und des als Vierpass gebildeten Randes, die hoch geschwungenen, ebenfalls barock ausgestalteten Henkel, das Alles ist unmittelbar von metallenen Vorbildern übernommen. Unser Gefäß hängt genau so von solchen ab wie die auf Kreta häufigen steinernen Trichter. Wie zu diesen bis zu Staïs' schönem Funde (oben S. 47, Taf. VII) die toreutischen Vorlagen fehlten, so besitzen wir auch kein metallenes Gegenstück zu unserem merkwürdigen Gefäß, wohl aber ein thönernes, angeblich in Attika gefundenes (Nat. Mus. I. Vasensaal Nr. 18; Myk. Vas. XIX 137; Collignon-Couve Taf. VII 103). Staïs (S. 59) hat zuerst beobachtet, dass beide ein kleines Loch im Boden tragen, also offenbar keinem praktischen Gebrauche dienen, wahrscheinlich aber einem sacralen, wie ich das für die minoischen Rhyta überhaupt zu zeigen versucht habe (Arch. Jahrb. XXVI 1911, 269 f.). Die Verwendung als Blumentöpfe — wie bei vielen Vasen aus Phylakopi, die ähnlich durchbohrte Böden aufweisen, Excav. at Phylak. 118 Taf. XIX 9.10 — ist durch die sonderbare Form unserer Gefäße ausgeschlossen.

Ich hege keinen Zweifel, dass diese ganze Gruppe von Alabastervasen — von ein paar anderen sind nur mehr geringe Fragmente erhalten — aus Kreta importiert oder wenigstens von Kretern in Mykenai hergestellt sind¹. Für Letzteres könnte die Tatsache sprechen, dass kretischer Alabaster im Palaste von Mykenai — und auf dem Festlande nur hier, — als Bodenbelag verwendet worden ist, genau wie in Knossos und anderen minoischen Palästen (Tsuntas, *Πρακτικά* 1886, 67, Taf. 4); ein Beweis, dass kretische Steinmetzen mit ihrem heimischen Material in die Argolis eingewandert waren.

¹ Dasselbe gilt von den Schwert- und Dolchknäufen aus Alabaster, die meist glatt, gelegentlich auch mit Spiralen in flachem Relief verziert sind (V 778); vgl. unten Cap. IX.

Merkwürdig ist es, dass von all' den Steinsorten, deren man sich auf Kreta seit frühminoischer Zeit mit solch' verblüffender Meisterschaft zur Herstellung von Vasen bediente, nur der Alabaster in unseren Gräften erscheint. Vor Allem fällt das Fehlen des auf Kreta sowohl wie in jüngeren festländischen Schichten so häufigen Steatits auf. Nicht minder vermissen wir die steinernen Lampen, die später zum festen Bestande reicherer Gräber gehören. Überhaupt haben wir ja, mit Ausnahme eines nicht ganz sicheren bronzenen Exemplars (unten Cap. X), keine Lampen in den Schachtgräbern gefunden. Offenbar waren sie damals als Grabbeigaben noch ebenso wenig üblich wie die Spiegel, die ja auch erst in den ältesten Kuppelgräbern auftreten.

Auch die 'Opfertische', die seit frühminoischer Zeit auf Kreta so häufig sind, fehlen hier — mit Ausnahme etwa der zu Anfang dieses Capitels erwähnten, in der Form abweichenden Schale. Die Unterschiede zwischen kretischem und festländischem Totencult sind in dieser Zeit noch sehr merklich.

Sehr wertvoll und interessant sind die leider traurig zertrümmerten Fayencegefäße. Technisch entsprechen sie durchaus den kretischen Fayencen. Von ägyptischem Import finden wir keine Spur. Und auch von formalem ägyptischem Einfluss könnte man höchstens bei den beiden einfachen Gefäßen des I. Grabes (Nr. 201. 202) reden, die allerdings im minoischen Formenschatz vereinzelt dastehen, und bei dem ebenso singulären plumpen Topf II 223¹, zu dessen Buckeln man ein merkwürdiges, gleichzeitiges thönernes Idol aus H. Triada vergleichen kann (Antiq. créet. I 20, 2). Es sind durchweg Gefäße nicht sehr guter Technik, grünlich-gelb glasiert.

Sehr viel kostbarer waren einige Vasen des III. Grabes. Zunächst eine Tritonmuschel (166; Taf. XVII 1) aus hellgelblicher Fayence, sehr geschickt der Natur nachgebildet, das spitze

¹ Vgl. etwa v. Bissing, Steingefäße von Cairo Taf. III 18315. II 18141. Im Allgemeinen v. Bissing, Der Anteil d. ägypt. Kunst am Kunstleben der Völker, Münchener Akademierede 1912, 41 ff.

Ende durchbohrt, wie bei den Rhyta. Als solches wird auch dieses Gefäß gedient haben, ebenso wie einige auf Kreta gefundene Nachbildungen von Tritonmuscheln, unter denen ein prachtvolles Exemplar aus Liparit hervorragt (aus Hagia Triada, Mosso, *Preistoria* II 286 f.; vgl. *Ant. cré.* I 39, 4; *Mon. ant.* XIV 556). Aus Fayence kenne ich kein anderes Stück dieser Art. — Genau wie die heutigen Hirten auf den kretischen Bergen, oder die Tritonen klassischer Darstellungen, scheinen die minoischen Priester sich der Tritonmuschel als Horn bedient zu haben, wie eine Gemme aus der Zeusgrotte auf dem Ida lehrt (vgl. Evans, *JHS.* XXI 1901, 142; Karo, *Archiv f. Religionswiss.* VII 137). Diese Verwendung im Culte erklärt auch das häufige Vorkommen solcher Muscheln in minoischen Gräbern und Heiligtümern.

Eine wunderlich geformte Kanne ist leider nur in Fragmenten erhalten (III 167; Taf. XVII 2). Der Hals trägt eine doppelte tellerförmige Mündung, wie sie ähnlich, wenn auch nur ganz selten, in der gleichzeitigen minoischen Keramik erscheint¹. Der Zweck dieser barocken, unschönen Verdoppelung ist offenbar, den beim Ausgiessen abtropfenden Wein aufzufangen. Bei unserer Fayencekanne ist der Hals in zwei Stücken und der obere Mündungsteller gesondert gearbeitet. Dann wurden, wie Löcher in den Rändern zeigen, die einzelnen Teile durch Stifte verbunden und jedesfalls verkittet. Sehr solid und gebrauchsfähig kann ein solches Gefäß nie gewesen sein. Dass es aber wertvoll war, beweist der nach einem Bruch geflickte Hals unserer Kanne — zugleich auch ein Anzeichen dafür, dass sie aus dem Auslande stammte. Vom Leibe sind nur einige Fragmente erhalten, genug um zu zeigen, dass er sehr klein war im Verhältnis zu dem übergroßen Halse mit seiner schweren Doppelmündung. Zwei plastische Brüste², von Punktreihen und Wellenlinien umschlossen, und ein stilisierter Blattfries darüber — in Schwarzbraun

¹ *Ant. cré.* I 39, 1 (Gournià); *Excav. at Phylakopi* Taf. XXVII 8. 9 melische Nachbildungen).

² Dieses auf vormykenischen Vasen so häufige Motiv lebt bis in die Zeit unserer Gräber fort: vgl. die Schnabelkanne oben S. 144, 3 und melische wie *Excav. at Phylakopi* Taf. XIV.

auf dem hellgrünlichen Fayencegrunde gemalt — sind allein noch von der Verzierung dieses sonderbaren Gefässes zu erkennen.

Schon längst war ein kleines Relieffragment mit einem behelmten Kopfe, aus dem III. Grabe, bekannt (Schuchh. 243, Abb. 208; Reichel, *Homer. Waffen* 44; Staïs S. 25; v. Bissing, a. a. O. 41). Mit Hilfe zweier anderer Bruchstücke lässt sich nun wenigstens der Hals eines Fayencekännchens reconstruieren, das bisher einzig dasteht (Taf. XVII 3)¹. Die halbrunde Mündung trug unten einen kleinen Knopf². Jederseits war die Vase mit einem Krieger in ziemlich hohem Relief verziert, dessen Kopf auf den Hals übergriff, während sein Körper die Höhe der Wandung einnahm. Von dem einen ist noch ein Stück des grossen Schildes erhalten, mit dem er sich deckte. Wir werden uns die ganze Decoration etwa dem oben erwähnten Steatitbecher von Hagia Triada ähnlich vorstellen, und bedauern doppelt, dass von diesem einzigartigen Väschen so wenig erhalten ist.

Dass es übrigens noch andere verzierte Fayencegefässe in diesem und im I. Grabe gab, beweisen einige Fragmente, die leider keine weitere Reconstruction zulassen.

Den Vasen reiht sich, ausser den unten (S. 168) besprochenen Hälsen von Strausseneiern, eine Gruppe von Fayencegeräten aus dem IV. Grabe an, deren Verwendung nicht durchweg gesichert ist.

Da sind zunächst drei kreisrunde Platten, mit grossen Blattrosetten — oder Sternblumen — auf dunklem Grunde verziert, die sich mit einer jetzt verlorenen vierten Platte um ein vierfach geschweiftes Mittelstück gruppieren (IV 555. 556; Evans, *Palace of Minos* I 483)³. In demselben Grabe ist eine

¹ Nach einer Zeichnung von E. Gilliéron d. J., der auch das Mündungsstück richtig angepasst hat. Zu den merkwürdigen gehörten Helmen s. unten Cap. IX.

² Ähnliche Knöpfe an Kannenausgüssen auf Kreta, aber paarweise an den Seiten angebracht, wohl als Rudimente der an dieser Stelle häufigen Augen, seit frühminoischer Zeit: Ant. cré. II 23 (Vasiliki); Explor. in Mochlos Taf. 8, u. a.

³ Staïs S. 57 und 224. Vgl. die ähnlich gruppierten, auch mit Versatzmarken auf der Rückseite versehenen Fayenceplättchen aus einem etwas jüngeren mykenischen Grabe, Bosanquet, JHS. XXIV 1904, 327 ff.

grosse Anzahl von länglich rechteckigen Platten aus Bergkristall, in verschiedenen Formaten, gefunden worden. Ich hege kein Bedenken, diese mit den Fayencen und ein paar Elfenbeinplättchen desselben Grabes einem prächtigen Spielbrette zuzuschreiben, ähnlich dem von Evans in Knossos ausgegrabenen (BSA. VII 78 ff.). Dazu gehören dann auch offenbar einige beinerne Spielsteine mit Zeichen auf der Unterseite, die bisher nicht beachtet worden sind (IV 507). Leider lässt sich das Spielbrett nicht mit annähernder Sicherheit als Ganzes reconstruieren. Es war gewiss einer der allerkostbarsten Schätze dieser Gräfte.

Die runden Fayenceplatten tragen auf der Rückseite eine Versatzmarke. Dieselbe kehrt wieder auf der Rückseite einer der grossen Fayenceschleifen dieses Grabes, die längst bekannt, aber noch nicht erklärt sind¹. Sie bestehen durchweg aus zwei Stücken, der Lasche mit Knoten und den befransten Enden, und tragen alle Nagellöcher zur Befestigung. Die Fayence ahmt einen carrierten Stoff nach, bald mit hellen Linien auf dunklem Grunde, bald umgekehrt. Drei Paare von unter einander symmetrischen Schleifen sind ganz oder teilweise erhalten; das kleinste, ganz flach gearbeitete, hat glatte Rückseite — es war also einst auf einer ebenen Fläche angenagelt; an den beiden anderen, unter einander gleich grossen Paaren sind die unteren Hälften — die Enden der Schleife — auf der Rückseite leicht concav, mit einem kleinen Falz, die Laschen aber sind stark aufgebogen und tragen auf der Rückseite einen tiefen Falz mit einer oder mehreren Querzungen. Diese Schleifen waren also an einem unten ebenen, oben stark vorspringenden Gegenstande befestigt, ihre Rückseiten aber bis oben hin verdeckt. Am wahrscheinlichsten scheint mir die Erklärung, dass diese Fayencen Verkleidungen fester Holzgriffe waren; auf eine hölzerne Unterlage deuten die Nagellöcher in sämtlichen Schleifen. Man könnte sich die grossen wohl an den Griffen des Kastens oder Tisches denken, der zum Spielbrett gehörte. Vielleicht

¹ IV 553. 554. 557-568. Schuchh. 292, Abb. 265; Staïs S. 57; [Evans, Palace of Minos I 431-484].

schmückten dann die beiden kleinen, flachen Schleifen den Deckel des Kastens. Und ein schräg gestreifter offener Fayencering aus demselben Grabe (565; Taf. XVII 4) mag die Handhabe des Deckels gebildet haben. Dass er kein blosses Schmuckstück ist, beweist das Stiftloch in dem einzigen erhaltenen, schräg geschnittenen Ende. Hier wäre dann eine Griffzunge befestigt gewesen¹.

Dass dieser ganze Complex von Fayencen zusammengehört, ist zweifellos. Während uns das Spielbrett von Knossos eine annähernde Reconstruction des mykenischen erlaubt, bietet zu dem vermuteten Kasten eine entfernte Parallele — allerdings bescheidener und ohne Griffe — ein elfenbeinerner Spielkasten aus einem jüngermykenischen Grabe auf Kypros (Murray, *Excavations in Cyprus* S. 12, Taf. 1; zur Datierung Poulsen, *Arch. Jahrb.* XXVI 1911, 228).

Endlich müssen hier noch zwei rechteckige Fayenceschieber aus dem III. Grabe erwähnt werden (73; Taf. XVII 5), die mit einem Epheublatt in flachem Relief verziert sind: die ersten Beispiele solcher Halsketten-Glieder, die dann seit der II. spätminoischen Periode so häufig werden².

Es scheint mir gewiss, dass alle unsere Fayencen aus Kreta stammen. Einheimische Herstellung ist durch nichts bezeugt, während bei dem regen Verkehr zwischen Kreta und dem Festlande der Transport so kleiner Gegenstände keinerlei Schwierigkeiten bot. Dasselbe gilt auch für eine Halskette aus stabförmigen Schiebern (Grab I 209; Schuchh. 218, Abb. 167/8³), den einzigen Proben von Glas aus unseren Gräften. Dagegen lehren die auf der Burg von Mykenai

¹ [Zur religiösen Bedeutung der minoischen Schleife Evans 430 ff.; Rodenwaldt, *Der Fries d. Megarons v. Mykenai* 50 f.].

² Die Exemplare aus Fayence oder Glas sind billige Surrogate der schönen goldenen; häufig sind sie goldgelb gefärbt oder mit Blattgold verkleidet, wohl eigens für den Totenschmuck hergestellt, wie die Grabkränze aus Holz, Bronze, Thon in klassischer Zeit (Beispiel aus dem Pilaf Tepe bei Larisa, *JHS.* XX 1900, 24; die reichsten Exemplare in Alexandria, Brecchia, *La necropoli di Sciati*, Kairo 1912, Taf. 76).

³ Bei v. Bissing, *Anteil der ägypt. Kunst* 38 zu Unrecht als Fayence bezeichnet.

entdeckten Formsteine für ähnliche Schmucksachen¹, dass die Fayence- oder Glas-Industrie in der II.-III. spätminoischen Periode schon nach der Argolis verpflanzt war.

Wie die Fayencen vom Import kretischer Luxusgegenstände nach Mykenai Zeugnis ablegen, so auch die vier Strausseneier, die im IV. und V. Grabe erscheinen. Sie waren alle als Rhyta hergerichtet. Das eine, erst jüngst zusammengesetzte (IV 552), ist unverziert, oben und unten mit einem Loche versehen, um welches ein verfärbter Streif die Ansatzstellen des Halses und Ausgusses verrät. Auch diese sind erhalten, beide aus Fayence, der Hals (IV 573) ringförmig, hohl, der Ausguss flachgewölbt, der Rundung des Eies entsprechend, mit kleinem Loch².

Von einem dritten Ei ist nur ein kleiner Teil der oberen Hälfte erhalten (V 832), aber genug um zu zeigen, dass der Streif um die Mündung mit Bronze verkleidet war, wahrscheinlich als das kostbare exotische Stück einmal zerbrach und repariert werden musste. Darauf deuten die paarweisen Flicklöcher.

Das schönste Exemplar aber hat erst Staïs rekonstruiert (S. 71; V 828). Es ist mit lustig sich tummelnden, aufgeklebten Delphinen aus Fayence, in ziemlich hohem Relief, besetzt, in sonderbarer Verkennung des Wüstenlandes, aus dem solche Eier stammen. Staïs gebührt auch das Verdienst, die Zugehörigkeit des Fayence-Halses (IV 567) und des hölzernen, mit Goldblech verkleideten Deckels (V 651) erkannt zu haben³ die er mit diesem Ei vereinigt hat. Indessen wird man den Hals, der aus dem IV. Grabe stammt, vielmehr mit

¹ Schliemann 121 f.; 'Εφ. ἀρχ. 1897, Taf. 7; Staïs, Guide S. 134. Die Gusscanäle beweisen, dass diese Formen nicht nur für Schmucksachen aus getriebenem Goldblech dienten.

² Dass noch ein Ei im IV. Grabe lag, beweisen einige Bruchstücke. Ganz ähnlich sind in der Renaissance Strausseneier und Cocosnüsse aufs Kunstvollste mit Edelmetallen als Prunkgefäße montiert worden. Zum praktischen Gebrauch sind unsere mykenischen Stücke ungeeignet. Höchstens könnten sie gelegentlich als Rhyta oder Sprenggefäße benützt worden sein.

³ [Staïs hielt ihn für einen Untersatz; die richtige Erklärung hat, im Anschluss an thönerne Nachbildungen solcher Straussenei-Rhyta, Evans gegeben, Palace of Minos I 594 f.].

einem der eben erwähnten glatten Eier verbinden müssen. Er trägt unten ein Spiralband in flachem Relief, darüber einen gekerbten Rundstab. Die obere Hälfte ist ergänzt (unergänzt bei Schliemann 294, Abb. 375, fälschlich als 'Bruchstück einer Alabastervase' bezeichnet).

Ziemlich spärlich sind in den Schachtgräbern die Reste von Elfenbein. Ausser zwei hervorragenden Werken bester minoischer Kunst, dem Schwertknauf IV 295 und dem Messergriff V 785, die unten (Cap. IX) eingehender besprochen werden, finden wir nur ein paar glatte Knäufe von Schwertern und Dolchen (IV 490. V 774-776); ferner einen feingezähnten, halbrunden Kamm (IV 310); eine Reihe von sehr dünnen Platten (I 210), die mit gravierten Schmuckbändern (Spiralen, Blättern) verziert sind und wohl zur Verkleidung hölzerner Büchsen dienten¹; endlich eine beträchtliche Menge formloser, unbrauchbarer Fragmente, aus dem IV. und V. Grabe, die den Gedanken nahe legen, dass man sogar die Abfälle des kostbaren Materials, ebenso wie Goldflitter, den Toten ins Grab streute. Das würde beweisen, dass jene Knäufe in Mykenai selbst hergestellt wurden.

VII. SCHMUCK DER MÄNNER.

Wie oben (S. 134) ausgeführt wird, lässt es sich unmöglich in jedem einzelnen Falle feststellen, ob die reichen Zierate unserer Gräfte zum Schmucke der Leichen oder der Särge gehören. Wir müssen sie daher hier als Ganzes behandeln und beginnen mit dem Schmuck der Männer, der naturgemäss bedeutend weniger zahlreich ist als der der Frauen. Indessen umfasst er eine ganz besonders wichtige Reihe von Denkmälern, die fünf goldenen Masken, deren drei im IV., zwei im V. Grabe lagen. Der dritte Tote des V. Grabes ist leer ausgegangen, wie er überhaupt, nach Schliemanns

¹ In der folgenden Periode (SM. II-III) werden die runden oder ovalen Büchsen aus der Dicke des Elfenbeinzahnes geschnitten, wie zahlreiche Beispiele lehren (z. B. Staß S. 90 ff. 133. 169). Zur Zeit der Schachtgräber war das Elfenbein dazu wohl noch zu kostbar.

Angaben, sehr viel ärmlicher ausgestattet war — sei es dass es sich um eine ältere, einfachere Beisetzung oder um später erfolgte Beraubung des ersten Inhabers der Gruft handelt (oben S. 153).

Die erhaltenen Masken scheiden sich in drei Gruppen: IV 254 und 259 (Schliemann 254, Abb. 331; Staïs S. 37) sind einander fast identisch gleich. Jedesfalls nach demselben, wohl hölzernen Modellstück sind aus einem unregelmässig eiförmigen Goldblech in flachem Relief die Züge des Gesichts ganz roh getrieben, nur die Nase ragt ein wenig höher vor. Sie ist lang und gerade, während unter ihr der mürrisch geschlossene bartlose Mund auffallend klein geraten ist. Die geschlossenen Augen liegen unter einem gemeinsamen Brauenbogen, Wimpern und Brauen sind durch grobe Gravierung angegeben, die Ohren ganz schematisch gebildet. Jederseits dienen zwei kleine, roh mit der Messerspitze eingerissene Löcher zur Befestigung des Bleches (vgl. dazu oben S. 137).

Von Ausdruck und Rassetypus lässt sich bei so geringen Werken schlecht sprechen. Aber man gewinnt doch schon hier den Eindruck zahnloser Greise, aus einem sicher nicht semitischen Volke. Und dies bestätigen die beiden sehr viel höher stehenden Masken IV 253 und V 623¹. Zunächst ist die Form des Gesichts und des Schädels in voller Rundung herausgetrieben, dann auch die einzelnen Züge wesentlich lebendiger gebildet (Schliemann 256, Abb. 332. 381, Abb. 473; Staïs S. 36. 60). Auch diese Beiden sind offenbar alte, zahnlose Männer, wie der fest geschlossene Mund mit seinen schmalen Lippen zeigt. Aber der Ausdruck des Mundes ist sehr viel lebendiger und individueller. Die Nase ist stark und gerade, besonders bei 253 verläuft die Linie von Nase und Stirne in einem fast edel zu nennenden Bogen. Überhaupt würde dieser Kopf recht gut wirken, wie die Profilansicht [Bossert, Altkreta Abb. 126] zeigt, wenn ihm nicht die grossen Glotzaugen

¹ Wie oben S. 137 ausgeführt ist, waren diese beiden Masken, die sehr viel höher getrieben sind als die übrigen, arg zerdrückt und verbogen, als man sie fand. Sie sind dann modern ausgebeult worden, haben aber von ihrer ursprünglichen Wirkung viel mehr verloren als die drei anderen.

und die ganz falsch gestellten Ohren etwas Groteskes gäben. Die andere Maske hat normale Augen und richtiger gestellte Ohren. Leider ist sie so stark verbogen, dass ihr Profil nicht zur Geltung kommt. Bei ihr scheint mir das Fehlen jedes Bartes gesichert, während 253 vielleicht einen Schnurrbart trägt. Wenigstens ist die Begrenzung der Oberlippe der der Augenbrauen durchaus ähnlich. Beiden Masken fehlt alle Gravierung.

Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Masken ein individuelles Gepräge tragen. Greisengesichter sind beide, und beide auch merkwürdig fleischig und fett, im Gegensatz zu dem mageren, knochigen Männertypus, der auf minoisch-mykenischen Darstellungen allgemein üblich ist¹. Aber im Ausdruck unterscheidet sich das listig vergnügte Lächeln von 253 recht wesentlich von der etwas verdriesslich unduld-samen Strenge, die auf den schmalen, zusammengekniffenen Lippen von 623 ruht. Bei aller Rohheit der Ausführung macht jedes dieser Werke einen persönlichen Eindruck. Und dieser Eindruck tritt noch stärker hervor bei der schönsten unserer Masken, V 624, dem 'Agamemnon' Schliemanns. Es ist ein Mann in reifen Jahren, von edlen, ernsten Zügen. Die 'classische' Linie der Stirne und der langen, schmalen Nase kommt im Profil schön zur Geltung. Mager und knapp sind die Wangen und der kleine, gerade Mund mit seinen schmalen Lippen. Der Fürst trägt einen kurzgeschnittenen Schnurrbart mit leicht aufgebogenen Spitzen, ausrasiertes Kinn mit kleiner spitzer Fliege, langen lockigen Vollbart. Es ist eine ganz eigenartige, individuelle Barttracht, für die ich keine Analogien aus minoisch-mykenischer Kunst kenne. Sie gibt dem Kopfe sofort etwas Porträthafes. Die Barthaare, ebenso wie die Augenbrauen, sind eingraviert. Am schwächsten sind

¹ Eine Ausnahme bildet darin der Anführer des Schnitterzuges auf dem bekannten Reliefgefäß aus H. Triada, Savignoni, Mon. ant. d. Lincei XIII Taf. 1-3 und sonst oft (ergänzt Arch. Jahrb. XXVI 1911, 268 f.). Der mykenische Fürst ist auch einer der sehr wenigen härtigen Männer, die wir in der minoisch-mykenischen Kunst kennen, wo fast nur Jünglinge erscheinen. Das Greisenhafte erhöht noch die individuelle Wirkung unserer Masken. Ideale Köpfe hätte man jugendlich gebildet, etwa wie die archaischen 'Apollines', die gewiss nicht nur auf Jünglingsgräbern standen.

die Augen geraten, die zwar geöffnet erscheinen, aber dazu noch einen quer gravierten Strich, die Linie der geschlossenen Lider, tragen; sie berauben das Gesicht seines Ausdrucks. Dagegen sind die Ohren richtig gestellt und wenigstens naturwahrer als bei den anderen Masken angegeben.

Dürfen wir hier ein Porträt erkennen, das älteste von Europa? Man hat diese Frage bisweilen verneint¹, ehe Evans' Grabungen in Knossos uns jene wunderbaren Siegelabdrücke geschenkt hatten, auf denen die Abbilder eines Fürsten und eines jungen Prinzen erscheinen (Evans, *Scripta Minoa* I 272). Dass diese beiden höchst eigenartigen Köpfe wirklich Porträts sind, scheint mir gewiss. Besonders die ungewöhnlich starke Nase, die niedrige Stirne und das zurückweichende Kinn sind Beiden eigentümlich und sehr charakteristisch dargestellt. Von unserer Maske unterscheiden sie sich ebenso wie von dem gewöhnlichen minoischen Typus, wie ihn z. B. der Jüngling mit dem Rhyton aus dem grossen Processionsfresco und die chryselephantine Statuette in Boston zeigen².

Aber auch bei den beiden greisen Masken möchte ich den Versuch einer individuellen Wiedergabe der einzelnen Persönlichkeit annehmen, wenngleich man den ungeübten Toreuten, welche diese Werke mit allen ihren groben Fehlern schufen, keine vollgültigen Porträts zutrauen mag. In der heimischen Goldschmiedekunst — diese Masken sind ja gewiss in Mykenai selbst entstanden —, zeigt sich hier jedesfalls ein wesentlicher Fortschritt gegenüber den leeren, schematisch gleichen Gebilden IV 254 und 259. Darum wird man letztere den älteren, jene den jüngeren Bestattungen in diesen Gräften zuweisen.

Das dritte Grab enthielt ausser drei Frauen auch zwei kleine Kinder, die hier wie so oft, aller Orten und zu allen

¹ Schuchhardt 265 und Perrot-Chipiez VI 799 erkennen unsere Masken als Porträts an.

² Der Jüngling z. B. bei Springer-Michaelis-Wolters, *Kunst d. Altertums*¹⁰ (1915) 116; *Antiqu. crét.* III 12. Die Statuette bei Caskey, *Amer-Journ. Arch.* 1915, Taf. 10-16. [Zum Rassetypus jetzt Rodenwaldt, *Der Fries des Megarons von Mykenai* 49; Evans, *Palace of Minos* I 7 ff.; Bossert, *Alt. kreta* Abb. 47-53. 135-138].

Zeiten, mit besonderer Liebe und Sorgfalt bestattet worden sind: ihre kleinen Glieder waren ganz mit dünnen Goldblechen belegt, die nicht, wie jene Masken, über einer Holzform getrieben, sondern direct auf den Leichen zurechtgedrückt wurden (ein Teil der Maske bei Schliemann 230, Abb. 304). Finger und Zehen sind ausgeschnitten — eine Hand hält einen Reifen aus Golddraht —, alles ganz schematisch und primitiv. Dasselbe gilt auch von der Maske, die eines der Kinder, wohl ein Knabe, trug: sie besteht aus vier Stücken, dem Obergesicht, das unseren modernen Seidenmasken gleicht, dem Kinn und den mit vielen feinen Ringen behangenen Ohren. Das Tragen von Ohrgehängen wird bei einem kleinen Prinzen ebenso wenig befremden wie die Armbänder und Halsketten minoisch-mykenischer Jünglinge¹. Sehr bedeutsam scheinen mir die durchbrochenen Augen- und Mundöffnungen. Hier lag eine wirkliche Maske auf dem Kindergesicht, das durch ihre Löcher gewissermassen atmen und sehen konnte².

Kehren wir zum Schmucke der Männer zurück. Dass sie Diademe trugen, wie die Frauen, beweist das einfache goldene Stirnband des II. Grabes, in dem ja nur ein Toter lag (219; Schuchh. 248, Abb. 217). Es läuft jederseits in einen feinen Draht aus, mit dem es auf dem Hinterkopf zusammengeknüpft wurde. Hier ist also die Verwendung als Sargschmuck ausgeschlossen, und dasselbe gilt von den ähnlichen Bändern des IV. Grabes. Da in dieser viel reicheren Gruft auf drei Männer und zwei Frauen zehn 'Diademe' entfallen, müssen einige von ihnen nicht die Stirne, sondern die Arme der Toten geziert haben. Dies hat auch Staïs (S. 29, zu Nr. 219) betont und auf ein Paar dünner, schlechter Goldbänder des V. Grabes hingewiesen, deren eines um den Armknochen eines Toten gefunden sein soll (Schliemann 346, Abb. 459).

¹ Der zweiten Kinderleiche fehlt die Maske, ebenso wie allen acht Frauen unserer Gräber. Vielleicht war es ein kleines Mädchen. Man kann freilich einwenden, dass die Ohringe der Maske zu einem Mädchen gerade gut passen würden.

² Wie eine Vorstufe zu unseren Masken mutet ein schmales Goldband aus einem frühminoischen Grabe von Mochlos an (Seager, Explor. in Mochlos 28, Fig. 9). Es trägt zwei punktierte Augen und lag wohl eher über den Augen als auf der Stirn eines Toten.

Ähnliche Verwendung wird man bei einigen besseren Goldbändern des IV. Grabes annehmen (255-258; Schl. 285, Abb. 358; 286, 287, das letztere wieder um einen Armknochen gelegt). Die getriebenen Verzierungen aller dieser Bänder sollen in Verbindung mit den ähnlichen Schmucksachen der Frauen behandelt werden. Die meisten waren bloß fürs Grab gefertigt.

Im Gegensatz zu dieser geringen Ware ist der prachtvolle Armreif IV 263¹ eines der schönsten Erzeugnisse der minoisch-mykenischen Toreutik. Er trug auf Silbergrund eine goldene Sternblume mit silbernem Blütenboden; diese kunstvolle und anmutige Verbindung der beiden Metalle wird uns noch mehrfach begegnen. Der grosse Durchmesser kommt nur einem Männerarme zu. Dagegen gehören die oben S. 158 schon erwähnten Armbänder aus Golddraht mit Spiralschmuck schon nach ihrem Format gewiss den Frauen an.

Auch Halsketten waren bei beiden Geschlechtern im Gebrauch. Die oben S. 157f. besprochenen Bernsteinperlen finden sich ebenso in dem Männergrabe V, wie in den Frauengräbern I und III. Sie stammen, genau wie die Schieber und Perlen aus Halbedelsteinen (Amethyst und Carneol), Fayence oder Glas (oben S. 167), offenbar aus dem Schmuck der Lebenden. Dagegen ist die überwiegende Masse der goldenen Halsketten und ihrer Teile nur für das Grab gemacht, zu praktischem Gebrauch viel zu gebrechlich. Absolut sicher ist dies für eine Reihe von Fragmenten aus Holz, mit einem Überzug von Flittergold, die bisher noch nicht beachtet worden sind. Teile einer Halskette des V. Grabes zeigen aufgereihte Sternblüten, die nach den Enden zu kleiner werden. Ähnliche, etwas reichere und grössere Muster bietet das IV. Grab, wo aber die Holzkerne leider verschwunden sind. Da dieses Grab Männer und Frauen enthielt, lassen sich die bescheidenen Schmuckstücke nicht auf die beiden Geschlechter verteilen (goldene Halsketten fehlen hier). Einem Fürsten

¹ Schliemann 262, Ab. 336; Staß S. 32-34. [Bossert Abb. 231]. Interessant ist das Fortleben dieser breiten Bänder mit aufgesetzter Sternblume in sehr viel späterer Zeit. Vgl. die boeotischen Exemplare, Έφημ. ἀρχ. 1892, Taf. 10. 12 (VII. Jahrh.), die wohl von assyrischen Armbändern ähnlicher Gestalt (z. B. Layard, Mon. of Nineveh II 5. 6 u. a.) abzuleiten sind.

gehörten offenbar die heraldischen Adlerpaare des V. Grabes, in dem keine Frauen lagen¹; sie bildeten wohl eine Art Ordenskette, wie die Lilienkette des 'Prinzen mit der Federkrone' (unten S. 179) oder die Fliegen aus dem Schatze der Königin Ah-Hotep (F.W. von Bissing, Thebanischer Grabfund Taf. VI). Jedes Glied besteht aus zwei gleichen Goldblechen, die Vorder- und Rückseite bilden. Die geriefelte Leiste darüber, an der die Glieder aufgereiht waren, ahmt die einzelnen Perlen eines Halsbandes nach, an der jene Adler hängend gedacht sind. Solche winzige Perlen und geriefelte kleine Stäbe, aus Stein, Kristall, Glas, Gold, sind auf Kreta schon seit der frühminoischen Zeit häufig (Seager, Explor. in Mochlos Fig. 20. 25, vgl. Taf. 10). Wie alle ähnlichen Schmuckbleche unserer Gräfte, sind die Adlerpaare aus einer Form gepresst, nicht besonders sorgsam, wie das bei Grabschmuck begreiflich ist. Einzelheiten sind gelegentlich nachgraviert.

Sonst besitzen wir an Männerschmuck noch drei für die festländische Tracht besonders wichtige Stücke, die goldenen Nadeln des IV. Grabes (245-247; Schliemann 288, Abb. 360-362). Von den Haarnadeln der Frauen unterscheiden sie sich durch ihr kleines Format. Und da in dieser Gruft drei Männer lagen, liegt es nahe, ihnen die drei Nadeln zuzuschreiben. Sie sind schwer und massiv aus gutem Golde gefertigt, zwei von Hirsch'-Rosenstöcken, die dritte von einem lebendig modellierten kleinen Steinbock bekrönt. Sofort gedenkt man der bronzenen und silbernen Nadeln der Kykladengräber und der goldenen von Troja, die ja auch mehrfach Väschen oder Tierchen als Schmuck tragen². Unsere mykenischen Exemplare sind verfeinerte Nachkommen jener älteren Stücke — verfeinert, denn in der Bildung des Steinbocks äussert sich ein deutlicher Fortschritt.

Nun hat Tsuntas in Gräbern von Syra eine solche Nadel noch auf dem Halse, eine andere auf der Schulter des Toten

¹ V 689; Schliemann 364, Abb. 480; Staïs S. 64; [Bossert Abb. 226].

² Troja (II-III. Ansiedelung): Dörpfeld, Troja und Ilion I 353, Beil. 43 = H. Schmidt, H. Schliemanns Samml. trojan. Altert. 6133. 6134. Kykladen: Tsuntas, 'Ep. ἀρχ. 1898, Taf. 8, 66 (Widder). 1899, Taf. 10, 10 (Kanne). 13 (Vogel).

gefunden (Ἐφ. ἀρχ. 1899, 101 f.); sie dienten also offenbar dazu, den Mantel zusammenzuhalten. Eine ähnliche Verwendung wird man hier in Mykenai voraussetzen und darin eine Bestätigung dafür finden, dass die festländische Tracht dieser Zeit sich von der kretischen, wenigstens bei den Männern, sehr wesentlich unterschied. Man brauchte eben in der kälteren Argolis wärmere Kleidung als den einfachen minoischen Lendenschurz. Über den festländischen mykenischen Chiton hat uns an der Hand der Wandgemälde Rodenwaldt (Tiryns II 8 ff. 203) belehrt. Wenn wir ihn auch für die Herren der Schachtgräber in Anspruch nehmen, so erklärt es sich leicht, dass wir hier keinen der metallenen Gürtel finden, die auf minoischen Darstellungen meist über dem Lendenschurz erscheinen. Freilich könnten die mykenischen Fürsten wohl Lederergürtel gehabt haben. Und Schmuckknöpfe von Lederriemen werden wir noch in reicher Fülle kennen lernen (Cap. IX).

VIII. SCHMUCK DER FRAUEN.

Die Fürsten von Mykenai haben sich auf wenige kostbare Schmuckstücke beschränkt, die zum Teil—wie die Adlerkette—eher Abzeichen ihrer Würde als blosser Zierrat waren. Ihr grösster Stolz sind gewiss nicht diese Goldsachen, sondern die prunkvollen Waffen gewesen, deren sie eine ganze Rüstkammer mit ins Grab nahmen (Cap. IX). Dagegen waren die Damen mit allerlei Kleinodien aufs Reichste und Mannigfaltigste ausgestattet. Vor allem die Schätze des III. Grabes zeugen von wahrhaft königlichem Luxus. Es wird sich indessen empfehlen, nicht von dem reichsten Grabe auszugehen, sondern vom I., weil die Schmuckstücke dieser viel ärmlicheren Gruft wohl das Minimum dessen darstellen, was einer mykenischen Fürstin jener Zeit zukam.

Alle drei Tote waren hier ganz gleich ausgestattet, mit je einem Diadem, fünf bis sechs Blattsternen und neun Zacken: Alles aus sehr dünnem, schlechtem Goldblech, das offenbar nur für den Grabgebrauch stark genug und eigens dafür hergestellt war. Die Diademe (I 184; Schuchhardt 211, Abb. 158)

sind langgezogene elliptische Bleche, die an jedem Ende ein kleines Fadenloch tragen; die Sterne (I 188; Schliemann 183, Abb. 231) bestehen aus zwei länglichen Doppelblättern, die durch einen Stift zusammengehalten werden¹, die Zacken² sind an den Seitenrändern durch Bronzedraht verstärkt, am breiten Ende aber umgebogen, offenbar um über einen Draht oder ein Band gesteckt zu werden. Alle diese Schmuckstücke sind mit concentrischen Kreispaares in ganz flachem Relief geschmückt, die einen Buckel umschliessen und nach den Enden zu kleiner werden. Ausserdem tragen die Blattsterne noch an den Rändern einen halben Zweig schräger Blätter, ein sehr gebräuchliches Motiv der ersten spätminoischen Periode, dem wir noch öfter begegnen werden.

Sonst enthält das I. Grab keinen Schmuck, mit Ausnahme einiger Perlen aus Stein und Bernstein und der oben S. 167 erwähnten gläsernen Schieber. Es liegt natürlich zunächst kein Grund vor, dass die Diademe nicht unmittelbar auf den Stirnen der Leichen selbst geruht hätten. Dagegen waren die Zacken mit ihren verstärkten Rändern offenbar frei aufgehängt oder eher aufgestellt, nicht etwa als Gürtelgehänge an der Leiche befestigt, wo ja eine solche Verstärkung unnötig gewesen wäre. Die Stifte in den Blattkreuzen aber deuten darauf, dass auch diese Zierrate auf einer harten, wohl hölzernen Unterlage befestigt waren.

Weiter führen uns hier die reichen Funde des III. Grabes. Es enthielt drei Diademe³, drei Gruppen von je drei reich verzierten Blattrosetten und noch ein paar einfachere, sowie zwei Serien von je sieben grossen Zacken. Mit den letzteren waren demnach nur zwei der Leichen ausgestattet.

¹ Fadenlöcher am unteren Ansatz der Blätter beweisen, dass sie einst aufgebogen und zusammengenäht waren und so den Kelch einer vierblättrigen Blüte bildeten, ähnlich den reicheren Blüten der Krone unten S. 178.

² I 185. 187. Schuchh. 213, Abb. 160. Das Ornament ist auf 26 Exemplaren so absolut gleichmässig, dass es aus einer grossen Form gestanzt sein muss. Dies ist wichtig für die Datierung der einzelnen Bestattungen (oben S. 154). Der 27. Zacken weicht im Ornament ab und ist der Krone III 1 verwandt.

³ Schliemann (218, Abb. 284) schreibt diesem Grabe das Diadem Nr. 233 zu, das nach Stamatakis zum IV. gehört.

Wir können all' diesen Schmuck einwandfrei auf die drei Toten verteilen.

Das grösste und reichste Diadem (III 1; Schliemann 215, Abb. 281; Meurer, a. a. O. 214) ist eine förmliche Krone, die, im Original arg zerdrückt, erst in Gilliérons Nachbildung zur Geltung kommt (Abb. 5 nach Staïs S. 9, mit gütiger Erlaubnis des Verf.). Auf einem hohen, ganz mit getriebenen Mustern bedeckten Bleche sitzen neun Blüten, die wie die Blattsterne



Abb. 5. Goldene Krone des III. Grabes.

des I. Grabes aus je zwei Doppelblättern bestehen. Gleich jenen waren sie aufgebogen und an den Rändern zusammengenäht; das beweisen zahlreiche kleine Fadenlöcher in den Rändern. Wie das Hauptblech, sind sie mit getriebenen Mustern verziert, in denen Kreisgruppen und grosse Sternblüten immer wiederkehren; jene sind ein altertümliches Motiv, das in der Disposition an Tsuntas' gravierte Pfannen von Syra erinnert (Kahrstedt, AM. XXXVIII 1913, Taf. 9), die Sternblüten waren in der minoischen Kunst (besonders MM. III – SM. I) sehr gebräuchlich. Auch die kleinen Blüten, die zwischen den Kreisen am oberen Rande als Füllmuster erscheinen, sind dem minoischen Formenschatz entnommen. Aber unsere Krone selbst ist sicher mykenische Arbeit, denn die dünnen, zerbrechlichen Bleche erweisen sie als Grabschmuck. Ihre protzig überladene Pracht mutet denn auch ganz bäurisch an gegen-

über einem so feinen Schmuckstück wie der Krone aus Lilien und Federn, die der junge Prinz auf dem bekannten Stuckrelief von Knossos trägt (BSA. VII 14; Bossert Abb. 74).

Die mykenische Krone ist die fürs Grab gefertigte billigere Nachahmung eines Originals, das die tote Fürstin im Leben trug; aber das Goldblech kann nicht unmittelbar auf dem Haupte der Toten geruht haben; das verbieten zwar nicht ihr Umfang (62,5 cm) und ihre Form, wohl aber die offenbar für Nägel, nicht für Fäden bestimmten Löcher an ihren Enden und in der Mitte des unteren Randes. Diese erklären sich ungesucht, wenn man sich die Krone mit Leder oder mit einem Holzstreifen gefüttert oder verstärkt denkt. Nun gehören zu unserer Krone nach Qualität, Grösse und Mustern die drei Rosetten III 86-88¹; es ist schwer, ihren Platz sicher zu bestimmen. Am ehesten möchte man sie mit den drei Löchern im unteren Rande und an den Enden der Krone verbinden. Sie wären dann gewissermassen die reich verzierten Köpfe der Stifte, welche die Krone auf ihrer Unterlage aus Leder oder Holz befestigten. Aber sichere Gewähr kann diese Deutung nicht beanspruchen, weil zu dem gleich zu beschreibenden Diadem auch drei Rosetten gehören, während es nur zwei Stiftlöcher, an beiden Enden, trägt.

Dieses Diadem (III 3)² ist zwar weniger prunkvoll als das erste, aber viel schöner und geschmackvoller. Auf dem starken Goldblech der üblichen elliptischen Form ist durch ein schmales Rahmenornament (Spiralhaken mit füllenden Blättchen) eine Fläche begrenzt, die eine Reihe von Kreisbuckeln sehr gefällig füllt. Kreise und Punktreihen umrahmen sie, um die grösseren Buckel legen sich auch die bekannten halben Blattzweige. Es ist dasselbe Eindringen mi-

¹ Schliemann 221, Abb. 290; Staïs S. 11 f. Auf den grossen verzierten Blättern sitzen schmale, glatte. Auch hier beweisen Fadenlöcher in den Rändern der grossen Blätter, dass sie einst aufgebogen und zusammengeknäht einen Blütenkelch bildeten; in dessen Innerem vertreten dann die kleinen spitzen Blätter etwa die Staubfäden.

² Schliemann 216, Abb. 282; Staïs S. 10; Meurer, a. a. O. 214. Die Schönheit dieses prunkvollen Schmuckstücks kommt erst recht zur Geltung, wenn es aufrecht und gewölbt erscheint [Bossert Abb. 233]. Das Randmuster entspricht dem der Stele Nr. 1427 (oben S. 130).

noischer Elemente in die alte Kreis- und Buckelornamentik, das wir eben schon wahrgenommen haben. Aber hier ist Alles viel geschmackvoller und organischer in dem verfügbaren Raume verteilt. Dasselbe gilt von den sieben Zacken III 7¹, die in genau derselben Weise verziert sind, und von den drei kleinen Rosetten III 25-27 (Schliemann 219, Abb. 285), die wohl zu demselben Schmuck gehören, obwohl ihre Verzierung (Sternblüten und Spiralen) einigermaßen abweicht. Alle diese Stücke sind aus stärkerem Blech so gut gearbeitet, dass sie dem Gebrauch der Lebenden dienen konnten. Vor Allem die Zacken sind so solid wie möglich hergestellt, indem sie nicht nur an den seitlichen Rändern mit festem Bronzedraht verstärkt, sondern am oberen, breit umgelegten Rande mit einem Bronzeband gefüttert waren. Letzteres ist bis auf einige Reste verloren; es war mit den umgelegten Enden der Zacken durch Stifte verbunden, deren Löcher im Goldblech noch erhalten sind.

Wenn die grosse Krone ihre nächste Analogie in der aus goldenen Lilien gebildeten, mit Pfauenfedern gezierten Krone des jungen Prinzen auf dem knossischen Stuckrelief (oben S. 179) findet, so bietet uns die mehrfach erwähnte chryselephantine Statuette in Boston endlich auch die Erklärung der goldenen Zacken, mit der wir uns lange vergeblich geplagt hatten. Amer. Journ. Arch. 1915, Taf. 13 zeigt den Kopf der Göttin mit der vierfach gezackten Krone, die eher an gotische Elfenbeinstatuetten als an Minoisches gemahnt. Nun sind diese Zacken freilich viel breiter und kürzer als unsere goldenen; aber das decorative Princip ist bei beiden das gleiche. Und da wir aus rein technischen Gründen eine aufrechte Stellung für die goldenen Zacken fordern mussten, zögere ich nicht, auch diese zu einer ähnlichen Krone zu rekonstruieren, ebenso wie die des I. Grabes. Ihre Zahl ist grösser als die der Statuette, eben weil sie länger und schmaler sind².

¹ Schliemann 218, Abb. 283; Staïs S. 12 ff.; Meurer 215. 224.

² Bei den sieben Zacken des III. Grabes beträgt die Länge gegen 36, die Breite gegen 10 cm, bei den neun des I. 28-30 und 6-6,5 cm. Auch die Göttin auf der Gemme aus Vaphio, 'Ep. ἀρχ. 1889, Taf. 10, 33, trägt eine Zackenkrone.

Wie waren nun die Zacken mit dem Diadem verbunden? Dafür bietet die Schlangengöttin in Boston leider keinen Anhalt. Zunächst muss man sich zu jeder solchen Krone eine Unterlage, eine Art Kappe aus starkem Stoff oder Leder denken, auf der die einzelnen Schmuckteile befestigt waren¹, das Diadem vermittelt der Stiftlöcher in seinen Enden, die Zacken durch das oben erwähnte Bronzeband, das sie zusammenhielt. Ausserdem deuten winzige Löcher in den Rändern der mittleren Kreisbuckel sowie an den Spitzen der Zacken darauf hin, dass diese durch feine Fäden, wohl aus Gold, zusammengehalten wurden. Man mag sich die vorderen Zacken höher gestellt denken, sodass sie durch das hier viel breitere Diadem nicht zu stark verdeckt wurden. Dass Diademe und Zacken zusammengehören, scheint mir vor allem der Befund des I. Grabes zu erweisen.

Also förmlich mittelalterliche Fürstenkronen in mykenischer Zeit! Wer sich darüber verwundert, sei auf den Kopfschmuck altertümlicher Idole wie Furtwängler, Aegina I Taf. 108, 6. 109, 10 (S. 371 ff.) verwiesen und auch auf die ganz ähnlich strahlengeschmückten 'Poloi' klassischer Zeit². Und was die übermässige Höhe unserer Kronen betrifft, so erreicht sie kaum die unförmlichen Gebilde, welche die Schlangengöttin von Knossos oder gar spätminoische Thonidole von H. Triada³ tragen.

Wir haben bisher eine zweite Serie von sieben Zacken, aus dem III. Grabe, nicht erwähnt (III 5; Schuchhardt 213, Abb. 162; Staïs S. 12 f.). Sie bestehen aus demselben dünnen, schlechten Goldblech wie die Krone III 1 und tragen dieselben Muster, zu denen nur noch bei einigen oben ein doppeltes Spiralband hinzutritt. Charakteristisch für beide

¹ Um einen 'Polos', wie den der Schlangengöttin aus Knossos (BSA. IX 75) kann es sich nicht handeln; dagegen sprechen die Bostoner Statuette ebenso wie die verstärkten Ränder unserer Zacken, die nur dann Sinn haben, wenn die Zacken frei standen. An einem 'Polos' hätte man sie einfach festgenäht.

² [Vgl. Val. Müller, *Der Polos* (Berlin. Diss. 1915) 11 ff. 28; zum falschen Gebrauch des Namens Robert, Münch. Sitz.-Ber. 1916, 14 ff.].

³ Prinz, *Ein Mützenidol aus Kreta*, Festschr. z. Jahrhundertfeier der Univ. Breslau (1911), 577 ff.

sind auch die eingeschlagenen Punkte, mit denen die Linien sämtlicher Muster belebt sind, offenbar ein Nachklingen der alten punktierten Verzierung¹. Wie die übrigen Zacken sind auch diese an den Rändern mit Draht verstärkt und oben umgebogen. Ausserdem tragen sie am Rande, in ihrer unteren Hälfte, je ein Fadenloch, in dem meist noch ein feiner Golddraht hängt. Es lag nahe, mit diesen zweimal sieben Drähten 14 kleine goldene Bleche² zu verbinden, die man sich als Anhänger an den Zacken dachte. Aber weder passt die geschweift pyramidale Form der Bleche zu den geradlinigen Zacken, noch gar ihre reichen Spiral- und Blattmuster zu der einheitlichen Kreisornamentik der Zacken und der Krone. Eher gehören hierher einige sehr zertrümmerte kleine Anhänger mit ähnlicher Kreisverzierung³, aber solche sind überhaupt nicht nötig. Da die Zacken offenbar frei standen, lag es nahe, sie ausser durch ihre verstärkten Ränder noch durch feine verbindende Drähte zu festigen. Es ist leicht möglich, dass in der Mitte jedes dieser Drähte dann solch ein kleines Blech hing, um den Zwischenraum zwischen den Zacken einigermassen zu füllen. Da hatten dann nicht vierzehn, sondern sieben Anhänger Platz, und Reste von mindestens so vielen sind auch erhalten.

Trotz der Ähnlichkeit im Material und in den Mustern gehören diese Zacken gewiss nicht zur Krone I 1. Wir müssen sie der dritten Toten dieses Grabes zuweisen, deren Kopfschmuck sonst auch gar zu ärmlich wäre. Denn im besten Falle gehörte ihr das Diadem IV 233 (so Schliemann 218, Abb. 284), wahrscheinlicher aber, nach der Angabe von Stamatakis, ein kleines Band aus schlechtem, hellem Elektron

¹ Diese auf Kreta seit frühminoischer Zeit (Seager, *Explor. in Mochlos* S. 28), auf den Kykladen in derselben Periode (*Ép. ἀρχ.* 1899, Taf. 10, 1) übliche Technik erscheint in den Schachtgräbern nur auf dem Diadem IV 236 (unten S. 185).

² III 22; Schliemann 230, Abb. 305; Staïs S. 13; Meurer, *Arch. Jahrb.* XXVII 1912, 215.

³ III 121; Schuchhardt 214, Abb. 165; Meurer, a. a. O. 214. Diese kleinen Bleche gehen oben in einen feinen Draht aus, der meist mit einem anderen verflochten ist. Das würde also zu ihrer Verbindung mit unseren Zacken stimmen. Die Verwendung der Bleche III 22 bleibt unbekannt.

(III 37, unpubliert), das in ganz ausserordentlich nachlässiger und roher Arbeit Kreisgruppen und Spiralmuster trägt. Dieses bei weitem geringste Schmuckstück von allen Schliemannschen Funden wird man sich kaum als ursprüngliches Diadem der Toten, eher als einen späteren billigen Ersatz des ursprünglichen, vielleicht gestohlenen Stirnbandes denken. Dazu stimmt es gut, dass die Muster dieses Bleches in ganz roher Weise die der Zacken nachzuahmen scheinen. Übrigens könnten auch die Zacken ohne Diadem eine Krone bilden.

An Blattsternen bleibt für die dritte Tote eine reiche Auswahl: zwei ganz einfache Sterne, nur mit Punktreihen an den Rändern verziert (III 62. 90; Stais S. 14), ein sechsstrahliger Stern mit Kreisbuckeln¹ und endlich drei Rosetten, aus je zwei doppelten, mit Kreisen und Spiralranken verzierten Platanenblättern, über die ein vierstrahliger Stern mit kleinen getriebenen Blattzweigen gelegt ist², ein ganz eigenartiger Typus, zu dem ich keine Analogie kenne, den man aber doch wohl mit dem wachsenden Einfluss der naturalistischen minoischen Kunst in Verbindung bringen darf. Keine dieser Rosetten oder Sterne lassen sich irgendwie mit dem ganz minderwertigen Stirnband III 37 vergleichen.

Eine Bestätigung des bisher Ausgeführten bietet uns endlich noch das IV. Grab. Unter seinen zahlreichen Diademen scheiden sofort zwei aus, die an die Krone III 1 erinnern. Das erste³ ist in Form und Verzierung ein bescheideneres Gegenstück zu jener Krone: es trägt fast genau dieselben Muster auf dem Hauptblech, und auf dessen umgebogenem oberen Rande sechs vierstrahlige Blattsterne. Das zweite Diadem (IV 229; ungenau abgebildet bei Schuchhardt 253, Abb. 221; Stais S. 31) ist ein sehr dünnes, schlechtes

¹ III 89; Stais S. 7; Schliemann 220, Abb. 288. Dies Stück ist besonders wichtig, weil hier der lange, starke Bronzenagel noch erhalten ist.

² III 15. 17. 19; Schliemann 221, Abb. 289; Stais S. 10; Meurer Taf. 12.

³ IV 230. Unvollständig und schlecht abgebildet bei Schliemann 264, Abb. 337; Perrot-Chipiez VI 969. Restauriert bei Stais S. 31, der es zu Unrecht dem III. Grabe zuweist. Wahrscheinlich gehört hierzu ein Blattstern aus zwei lanzettförmigen Doppelblättern (IV 385, unpubliert).

Blech ähnlicher Form, mit senkrechten Bändern von Kreisbuckeln und concentrischen Kreisen, sowie mit zwei gegitterten Quadraten in ganz flachem Relief geschmückt, aber ohne aufgesetzte Blüten oder Sterne. Nun waren im IV. Grabe gerade zwei Frauen beigesetzt; ihnen wird man unbedenklich diese beiden einfacheren Kronen geben. Und da in dieser Gruft die Zacken fehlen, scheint mir der Beweis erbracht, dass die mykenischen Prinzessinnen jener Zeit entweder hohe Zackenkronen mit einem Diadem oder niedrigere, breite Kronen, meist mit aufgesetzten Blüten, tragen. Beide Formen aber stammen aus Kreta, wie die oben angeführten Beispiele lehren. Ihnen können wir noch einige andere anreihen, die gerade in die Zeit unserer Schachtgräber gehören, oder ihr wenigstens nahe stehen¹. Solche prächtigen Kopfbedeckungen kommen offenbar nur Göttinnen und Fürstinnen zu, und auch diese tragen sie nur bei besonders festlichen Gelegenheiten. So erklärt es sich leicht, dass fast alle kretisch-mykenischen Damen auf Gemmen, Ringen und Fresken barhäuptig erscheinen—sei es, dass sie zwar vornehmen, aber nicht königlichen Ranges sind, sei es, dass die dargestellten Szenen keine Kronen erforderten.

Staïs hat vermutet, dass unsere mykenischen Kronen auf den Bahren befestigt gewesen seien, welche die weiblichen Leichen getragen hätten. Wenn wir aber für die Männer hölzerne Särge annehmen, müssen wir doch dasselbe auch für die Frauen tun. Und es liesse sich gerade solch monumentaler, übergrosser Kopfschmuck gut auf dem Deckel eines Sarges denken². Indessen ist es gerade so gut möglich, dass

¹ Vgl. ausser der oft erwähnten Schlangengöttin von Knossos auch deren Genossin, BSA. IX 77 ff., deren Kopf, mit einem mützenartigen, von einer Katze bekrönten Schmucke, Evans nachträglich ergänzt hat [Bossert Abb. 130. 132]. Eine ähnliche Mütze trägt schon ein altertümliches Thonidol (MM. I) aus Chamaizi (Ant. crét. II 34, 6); dann die Göttinnen auf den Formsteinen aus Palaikastro, 'Ep. ἀρχ. 1900, Taf. 3. 4, und auf dem grossen Goldring aus Tiryns (oben S. 161), ferner die meisten minoisch-mykenischen Sphingen (z. B. 'Ep. ἀρχ. 1887, Taf. 13. 1888, Taf. 9; Perrot-Chipiez VI 833 f.). — Ganz anders gestaltet sind die Kopfbedeckungen der weiblichen Terracotten von Petsofà, die Myres (BSA. IX 370 ff., Taf. 8. 11) für Hüte erklärt.

² Vgl. die Turbane auf türkischen Särgen.

sie auf dem Haupte der Toten selbst ruhten. Die grossen 'Diademe' stimmen in der Form und in den Mustern durchaus zu den kleineren, bescheideneren des II. und IV. Grabes, die gewiss die Stirne und die Arme der dort bestatteten Männer zierten (oben S. 173 f.). Da finden wir dieselben Kreisbuckel und Rosetten, dieselben Blattzweige und Spiralmuster, dieselbe Punktierung der getriebenen Linien (IV 231-235. 286. 287. — 234 bei Schuchh. 266, Abb. 235). Mit Ausnahme von 231, das an den Enden Fadenlöcher trägt, laufen alle diese Diademe in feine Drahtschlingen aus, mit denen sie am Hinterkopf festgeknüpft wurden. Zwei Paare ähnlich verzierter, aber kürzerer¹ rechteckiger Goldbleche (IV 255-258) werden Armbänder sein. Alle diese Schmucksachen aber sind dünne, fürs Grab in wechselnden Graden der Billigkeit angefertigte Ware.

Aus diesem Kreise fällt vollständig ein schmales Stirnband heraus, das an den Enden in feine Drahtösen ausgeht und mit reichen, aber unzusammenhängenden Mustern — gegitterten Rauten, Rosetten zweier Arten, Andreaskreuzen — in Punktiertechnik geschmückt ist². In drei Löchern am unteren Rande hängen feine Drahtkettchen, sie tragen je ein ähnlich in Punktiermanier verziertes Blech; davon ist das mittlere rautenförmig, die seitlichen als Epheublätter zugeschnitten. Das ganze erinnert, wie schon oben erwähnt ist, an Arbeiten aus dem frühminoischen und dem Kykladen-Kreise (Seager, *Explor. in Mochlos*, 28 f.; Tsuntas, *Ἐφημ. ἀρχ.* 1899, Taf. 10, 1). Es ist sicher nicht blosses Grabzeug, sondern der Besitz einer mykenischen Persönlichkeit, die es ins Grab mitgenommen hat — zugleich eines der altertümlichsten Werke aus unseren Gräften. Ob es einem Mann oder einer Frau gehörte, lässt sich nicht mehr ausmachen.

¹ Länge 36,1 und 36,7 cm, während die Diademe zwischen 41,5 und 52 zu schwanken pflegen. Kürzer sind IV 231 (L. 33,7) und 235 (L. 38,3). Vgl. die Armbänder des V. Grabes, oben S. 173.

² IV 236-239. Schliemann 285, Abb. 357. 291, Abb. 370; Staïs S. 32. Zu den Gehängen dieses Diadems liessen sich troische Parallelen heranziehen, z. B. Dörpfeld, *Troja und Ilion* 360 f., die auch in der Punktiertechnik unserem Exemplar entsprechen.

Betrachten wir weiter den Grabschmuck der Frauen. Ihr langes, sorgsam frisiertes Haar war mit zahlreichen grossen Nadeln aufgesteckt — wiederum eine Mode, die wir auf Kreta nicht belegen können; und zu dem noch recht zurückgebliebenen Hofe von Mykenai passen die oft plumpen, schweren Haarpfeile viel besser, als zu den raffinierten Damen von Knossos. Eine Reihe dieser Pfeile sind blosses Grabzeug, aus ganz dünnem Blech über einem jetzt verlorenen Holzkern zusammengebogen (III 93-96), andere sind unförmliche barbarische Gebilde, dicke Bronzenadeln mit riesigen, schweren Köpfen aus glattem oder geriefeltem Bergkristall (III 102-105; Schliemann 231 ff., Abb. 307-310; Staïs S. 24f.). Man kann sich kaum vorstellen, wie die mykenischen Damen solche Lasten zu tragen vermochten, aber eine bessere Erklärung, als die der Haarpfeile, ist bisher nicht gefunden worden (Schliemann hielt sie für Scepter, sicher zu Unrecht). In dieselbe Gruppe gehört ein grosser goldener Knopf (IV 274; Schl. 232, Abb. 309 a; Schuchh. 256, Abb. 228), doppelt kegelförmiger Gestalt, der jederseits einen Löwen und einen Greifen trägt. Die Tiere laufen um den Knopf herum, in wildem Jagen; die sind, wie einige andere, unten zu besprechende Goldarbeiten, recht ungeschickte einheimische Nachahmungen guter minoischer Tierbilder.

Aber auch ein paar vorzügliche Arbeiten sind hier anzureihen: ein dicker Silberpfeil mit einer aus Silber und dünnem Goldblech sehr anmutig gebildeten Sternblüte als Knopf (III 76), und die bekannte Silbernadel¹ mit durchbrochener goldener Bekrönung, einer reich gewandeten Göttin, die in den ausgestreckten Händen eine doppelte Guirlande hält, während aus ihrem Haupte reiches Rankenwerk wächst, das in stilisierten Zweigen und Blüten zu beiden Seiten sie überwölbt und einrahmt. Aus diesen beiden Werken spricht viel minoisches²; aber da die Form der Nadeln Kreta fremd zu

¹ III 75. Schliemann 223, Abb. 292; Milani, *Studi e Materiali di Archeol.* I 1901, 166 f.; Staïs S. 24.

² [Hethitische Einflüsse erkennt Val. Müller, *AM.* XXXXIII 1918, 153 ff.].

sein scheint, möchte ich die unseren lieber einem in Mykenai arbeitenden minoischen Goldschmied zuschreiben¹.

Ganz vereinzelt endlich steht ein schmaler halbrunder, feingezählter Elfenbeinkamm (IV 310; Staïs S. 41), mit Kreismustern verziert, der später—vielleicht erst fürs Grab—mit Goldblech verkleidet wurde. Genau so geformte Kämmе tragen noch heute vielfach kleine Mädchen. Aber aus der minoisch-mykenischen Kunst wüsste ich kein anderes Beispiel zu nennen. Für die gewöhnliche Frisur der kretischen Damen ist ja ein solcher Kamm auch wenig geeignet.

Von den Ohrringen des III. Grabes ist schon oben (S. 158 f.) in anderem Zusammenhang gesprochen worden. Sie sind sämtlich gut gearbeitete, massive Werke, kein Grabzeug, und kommen in anderen Gräbern mit Frauenleichen überhaupt nicht vor. Mit den ebenfalls oben erwähnten Armbändern mit goldenen Drahtspiralen bilden sie einen Complex von Schmucksachen, der eine unminoische, nordische Kunsttradition darstellt. Nur in einzelnen Fällen hat offenbar die alte Sitte nachgewirkt, während im Allgemeinen die minoische Mode die Ohrgehänge verbannte. Auch die Maske der einen Kinderleiche (oben S. 173) trägt übrigens Ringe in den Ohren.

Noch eine grosse Gruppe von Goldsachen schreibt Staïs der Verzierung der Särge zu: die runden Goldplättchen mit gestanzten Mustern, deren über 700 im III. Grabe gefunden worden sind, während sie in den anderen fast gänzlich fehlen. Nur einige Plättchen des V. Grabes (V 640. 641. 647; etwa 25 Exemplare), die aber sehr viel schlechter und dünner gearbeitet sind und auch etwas abweichende Muster tragen, sind denen des III. vergleichbar und haben wohl dieselbe Verwendung gehabt. Man hat diese Plättchen früher für Zierrat von Gewändern gehalten; für Grabgewänder wären sie ja auch ganz geeignet, als billiger Ersatz für kostbare Goldstickereien, und solche grosse, kreisförmige, mit Ornamenten gefüllte

¹ Eher zu einer Gewandnadel dürfte III 142 (unpubliert) gehört haben, ein zu doppelter Spirale aufgerollter silberner Nadelkopf, wie sie in Troja (Dörpfeld, Troja und Ilion I 356) und auf den Kykladen (Tsuntas Ep. ἀρχ. 1899, Taf. 10) häufig sind.

Stickmuster kennen wir aus der babylonischen-assyrischen und persischen Kunst¹.

Indessen hat erst Staïs mit Recht darauf hingewiesen, dass unseren Plättchen die für Besatzstücke nötigen Fadenlöcher fehlen. Nur eine verhältnismässig geringe Zahl zeigt ein einziges kleines Loch, das eher einem Stift entspräche. Jeder Unbefangene wird der Erklärung zustimmen, dass diese Scheiben aufgeklebt—die durchlöcherten angenagelt—waren. Und der oben (S. 138) erwähnte thönerne Sarg mit eingedrückten Kreismustern gibt uns die beste Illustration zu ihrer Verwendung. Die Herstellung dieser Schmuckstücke war höchst einfach. Auf einem grösseren Goldblech wurden nebeneinander die Kreismuster aus einer Stempelform eingestantzt, so viele eben Platz hatten, und dann ausgeschnitten. So erklärt sich, dass an einzelnen Plättchen ein oder sogar zwei Kreisbögen gerade abgeschnitten sind: da war das Blech zu Ende. Dass alle unmittelbar fürs Grab gefertigt wurden, beweist das Vorkommen von Zwickelstücken unter den massenhaft erhaltenen kleinen Fragmenten von Goldblech (die nicht streng nach Gräbern geschieden zu sein scheinen): das waren Abfälle, die man ins Grab warf, weil das ganze Gold dem Toten gehören sollte. Vgl. die Elfenbeinabfälle oben S. 169.

Das Goldblech ist stark und von guter Legierung, die Muster sauber auf dem Stempel geschnitten und sorgsam eingestantzt². Sie umfassen eine Reihe sehr gefälliger Verbindungen von concentrischen Kreisen und Wellenlinien, die einer der minoischen kaum verwandten, eher nordischen Tradition entstammen—über die Construction solcher Muster vgl. Kurt Müller, AM. XXXIV 1909, 282 ff. — ferner aus Kreisbögen construierte Sterne, und dann, den minoischen Einfluss

¹ Vgl. z. B. Meissner, Babylonisch-assyrische Plastik 76; Layard, Mon. of Niniveh I 10; vgl. auch Perrot-Chipiez V. 819, Taf. 12.

² Die Plättchen tragen die Nummern III 2. 4. 6. 8. 9. 11-14. 16. 20. 106. Abbildungen bei Schliemann 194-200, Abb. 239-252; Perrot-Chipiez VI 970 u. sonst oft. Vgl. Staïs S. 9; Jolles, Arch. Jahrb. XXIII 1908, 221; Svoronos, Journal internat. d'archéol. numism. IX 1906, Taf. 6. 7; Meurer, Arch. Jahrb. XXVII 1912, Taf. 12.

klar verratend, Blätter der Fächerpalme, die zum Teil dem Umriss des Blattes folgend zackig ausgeschnitten sind, Schmetterlinge und Tintenfische. Der Schmetterling ist in der minoischen Kunst sehr selten. Das beste Beispiel, ein Bronzebeil (Mosso, *Preistoria* II 245), zeigt eine viel naturalistischere Auffassung als die beiden steif und leblos stilisierten, rein decorativen Gebilde unserer Plättchen. Und die Tintenfische mit ihren zu Spiralen aufgerollten, streng symmetrisch im Runde disponierten Fangarmen sind vollends von den wunderbar lebensvollen Polypen minoisch-mykenischer Vasen und Steingefässe, auch von den gleich zu besprechenden Schmuckstücken unseres III. und IV. Grabes himmelweit entfernt¹. Freilich ist die strenge Stilisierung dem Zweck unserer Scheiben viel angemessener, sie wirkt decorativ ausgezeichnet. Und die eben erwähnte 'Kamares'-Vase warnt davor, bei unseren Tintenfischen etwa festländisch-schematische Stilisierung im Gegensatz zu minoischem Naturalismus zu construieren. Die kretischen Künstler waren, wo die Umstände es wünschenswert erscheinen liessen, in heraldischer Stilisierung ebenso sehr Meister wie in lebensvoller Naturwiedergabe. Das lehren z. B. die kostbaren Rhyta (unten Cap. X).

Während das I. und IV. Grab keine goldenen Halsketten enthalten, ist das III. ganz besonders reich daran. Freilich finden sich verhältnismässig selten die, wie jene Adler des V. Grabes, aus zwei gleichen Blechen zusammengesetzten Glieder. Und wenn auch manche der jetzt einzeln erhaltenen Bleche ursprünglich paarweise zusammengehören mögen, so gilt das natürlich nur für symmetrisch um eine Längsachse komponierte Darstellungen (Doppeltiere, Polypen, Schmetterlinge). Ausserdem tragen eine Reihe dieser einzelnen Bleche Fadenlöcher, die klar beweisen, dass sie einst auf dem Gewande der Toten aufgenäht waren. Es ist ja auch begreiflich, dass

¹ Auf Kreta kenne ich eine einzige streng stilisierte Darstellung des Tintenfisches, auf der schönen mittelfinoischen Vase aus der Kamares-Grotte, Dawkins BSA. XIX, Taf. X. Alle die andern so zahlreichen Tintenfische minoischer Kunst sind frei naturalistisch gebildet.

man bei diesem Grabschmuck gerne die unnötige Rückseite sich ersparte.

Ein grosser Reichtum von Typen tritt uns hier entgegen: Schmetterlinge und Polypen, sehr viel naturwahr dargestellt als die der runden Goldscheiben; Hunde und Löwen, Sphingen und Greifen; Paare von Adlern, Paare von Wildkatzen und gefleckten Damhirschen, die auf Palmwipfeln sitzen¹; seltener dann vegetabilische Muster (Epheublätter, hängende Blüten) und Darstellungen von Frauen (Schl. 212, Abb. 273; Schuchh. 227, Abb. 182), Göttinnen und religiösen Symbolen. Die Arbeit ist bei dieser ganzen Serie ziemlich gleich; nach offenbar guten Vorbildern wurden die Stempel für diesen Grabschmuck flott, aber recht sorglos geschnitten, sie stehen technisch etwa auf derselben Stufe wie die Goldplättchen des Holzkästchens V 8 (unten Cap. XII). Darunter erscheint, durchaus vereinzelt, ein ganz elendes Machwerk (Schliemann 210, Abb. 269), offenbar eine Nachbildung der liegenden Hunde Schliemann 213, Abb. 280.

Eine obere Leiste, wie bei der Adlerkette des V. Grabes, haben im III. nur die Schmetterlinge und die hängenden Blüten; aber dass dennoch diese ganze Gruppe zu Hals- oder Brustschmuck gehört, scheint mir gewiss. Vereinzelte andere Verwendung, wie die eines als Nadel montierten Damhirschaars (III 45 Staß S. 17, er hat die Nadel ergänzt) beweist nur die Regel.

Besondere Bedeutung besitzen die religiösen Darstellungen in dieser Serie: ein Kreuz, doppelseitig und mit Spiralen verziert², zwei kleine, mit Tauben besetzte Cultbauten³ zwei nackte Göttinnen, die eine mit einem Vogel auf dem Kopfe,

¹ III 39, 40, 45, 46, 50. Schliemann 205-213, Abb. 261-280. Schuchhardt 230 f., Abb. 184-188.

² Schliemann 225, Abb. 294. Dass das Kreuz eines der zahlreichen Symbole des minoischen Kultes war, scheint mir trotz mehrfach ausgesprochener Skepsis durch die Zahl und Art der Funde erwiesen. Vgl. Evans, BSA. IX 89 ff. [Palace of Minos I 513 ff.].

³ III 26, weitere IV 242-244, Schliemann 306, 423. Es sind keine eigentlichen Altäre. Der dreifache Aufbau ist durch zahlreiche Darstellungen, besonders durch Fresken von Knossos, bezeugt: Evans, Journ. R. Inst. Brit. Arch. 1911, 289.

die andere mit dreien auf Kopf und Schultern¹. Auf die ausgedehnte Discussion über Wesen und Namen dieser Göttinnen und ihrer Vögel einzugehen, ist hier nicht der Ort. Betonen müssen wir aber, dass diese brutal angegebene und unterstrichene Nacktheit wohl der alten vormykenischen Tradition des Festlandes und der Kykladen entspricht², der minoischen Kunst dagegen völlig fremd, ja entgegengesetzt ist. Seit frühminoischer Zeit sind die weiblichen Figürchen stets voll bekleidet — mit Ausnahme natürlich der wenigen importierten marmornen Inselidole —, und auch die Männer tragen fast ausnahmslos den Lendenschurz. Ja, die Abneigung gegen die Nacktheit und gegen alle obscönen Darstellungen ist geradezu ein Kennzeichen minoisch-mykenischer Kunst. Wenn hier trotzdem die beiden nackten Göttinnen erscheinen, so lassen sie sich nur als Nachkommen jener uralten Idole des Festlandes erklären, wie solche wohl auch in der Argolis zu Tage kommen werden, wenn dort erst ältere Ansiedlungen entdeckt sind³.

Eine besondere Stellung nehmen zwei Gruppen von Schmucksachen ein; zunächst eine Halskette von Granatapfeln, in hellerem Elektron ziemlich roh ausgeführt, dann zehn aus Drahtschlingen geflochtene Goldkettchen, deren jede ein längliches Gebilde, wohl eine Schmetterlingspuppe, trägt (III 77-8. Schliemann 204, Abb. 256-260). Die Ausführung ist weniger gut als die der meisten übrigen Schmucksachen dieses Grabes; ob diese Gehänge mit Staïs (S. 22 f.) den oben erwähnten Kindern zuzuschreiben sind, oder der ärmsten der drei Prinzessinnen, wird sich kaum ausmachen lassen.

Dass die Gewänder der minoisch-mykenischen Damen reich verziert waren, lehren zur Genüge die Fayencen der

¹ Schliemann 209, Abb. 267-268. Schuchhardt 227, Abb. 180-181.

² Thessalien, neolithisch: Tsuntas, Διμήνιον καὶ Σέσκλον Taf. 32-33; Wace-Thompson, Prehist. Thessaly 57. 126 f. 147. 170. Kykladen: 'Εφ. ἀρχ. 1898, Taf. 10; Walter Müller, Nacktheit und Entblössung (1906), 57 ff.

³ Man übersieht zu oft, dass auch die ältesten Schichten von Tiryns wesentlich jünger sind als die neolithischen Funde Mittel- und Nordgriechenlands. In Korinth haben die Amerikaner jüngst die ersten, diesen entsprechenden Funde gemacht. Merkwürdig bleibt das Fehlen der Inselidole in der Argolis.

Temple Repositories und die Darstellungen auf Fresken, Gemmen und Ringen. Wirklichen goldenen Besatz trägt an ihrem Gewande die Elfenbeinstatue in Boston (oben S. 180). Es liegt daher nahe, in einer Reihe kleinerer und grösserer Zierrate aus ganz dünnem Goldblech solchen Kleiderbesatz zu erkennen. Im III. Grabe sind es freilich so wenige Stücke — ein aus einer der bekannten runden Scheiben ausgeschnittener Schmetterling (49), ein paar flach getriebene, naturalistisch gebildete schwimmende Tintenfische (30, 64) und ein laufender Greif (29) —, dass auch eine andere Verwendung wahrscheinlich wäre. Im IV. Grabe indessen wird sich die Masse solcher Zierrate kaum besser erklären lassen. Ganz dünn und flach, offenbar einst auf dem Gewande aufgeklebt, sind eine Menge von Blüten und die bekannten Stierköpfe mit Doppelbeilen zwischen den Hörnern¹, flach getrieben die zahlreichen durchbrochenen Tintenfische². Während auf den Scheiben des III. Grabes in heraldisch strenger Stilisierung aus dem Tier ein Spiralgebilde geschaffen ist, das in vortrefflicher Weise das Rund ausfüllt, ist hier, wo kein Raumzwang vorlag, das Ornament sich frei auf der welligen Fläche des Gewandes dehnen konnte, in höchst anschaulicher Weise die Bewegung des Polypen wiedergegeben, der mit schrägem Leibe durchs Wasser schwimmt, die Fangarme in lebendigem Spiel nach allen Seiten tastend ausstreckt. Die Ausführung unserer Bleche ist mittelmässig, aber zum Vorbild haben virtuose Darstellungen gedient, wie sie auf Stein- und Thongefässen begegnen.

Endlich gehört zum Schmucke der Frauen noch der Siegelstein und der Ring. Es ist gewiss nicht zufällig, dass sich im III. Grabe gerade drei goldene Schieber und drei Gemmen gefunden haben, im IV., das zwei Frauen enthielt, zwei goldene Ringe, deren Reifen nur auf den kleinen Finger einer schmalen Frauenhand passen. Auch die Damen des III. Grabes besaßen Ringe, freilich nur von Silber, wenigstens ist ein solcher ganz, von einem zweiten der Schild erhalten.

¹ IV 353. Schliemann 252, Abb. 252 (291, Abb. 368 ein Doppelbeil allein); Schuchhardt 284, Abb. 249.

² IV 386. Schliemann 307, Abb. 424.

Ohne Zweifel waren die Schilder mit gravierten Darstellungen verziert; aber das Silber ist so tief oxydiert, dass diese völlig verschwunden sind. Die Gemmen und Schieber trug man wohl eher am Handgelenk als am Halse. Wenigstens sind eine kleine Gruppe von Gemmen bei jedem Unterarm des Toten im Grabe von Vaphio gefunden worden (andere freilich auch an der Stelle des Halses), und auf dem knossischen Fresco des Jünglings mit dem Rhyton sehen wir am Handgelenk einen in einem Armband gefassten gestreiften Bandachat. Über Gegenstand und Stil der Darstellungen auf unseren Schiebern und Ringen s. unten S. 219.

IX. WAFFEN.

Das unbedingt erforderliche Mindestmaass in der Ausrüstung eines fürstlichen Kriegers lehrt uns das II. Grab kennen: eine lange Lanzenspitze (II 215; Geislinger Katalog S. 13), ein Schlachtmesser (II 218; ebenda S. 18), einen kurzen Dolch (II 217; über die pilzförmigen Nägel am Griff oben S. 160) und ein langes Schwert (II 214), alles natürlich aus Bronze¹. Von den Griffen des Dolches und Schwertes sind nur einige Elfenbeinreste (II 226) erhalten. Gegenüber dieser ärmlichen Ausstattung, der auch alle Spuren von Schutz Waffen (Helm, Schild), sowie Pfeilspitzen, Wehrgehänge usw. fehlen, zeigt schon das VI. Grab einen etwas grösseren Reichtum: ein Schlachtmesser (VI 907), vier Lanzen (VI 902. 903. 910. 933), zwei Dolche (VI 927. 928), fünf Schwerter (VI 904. 906. 909. 925, z. T. mit goldverkleideten Nägeln am Griff). Und Grab IV und V vollends sind förmliche Rüstkammern, in denen auf drei Tote einige dreissig, z. T. aufs Prächtigste verzierte Schwerter und Dolche kommen. Weniger zahlreich sind hier die Lanzen (IV 448, ganz kurz, 449, mächtig und schwer, 463, das oben S. 159 f. erwähnte altertümliche Exemplar mit Schuh, V 740)

¹ Eisen fehlt in den Schachtgräbern fast ganz, (unten S. 222), kommt überhaupt in der mykenischen Kultur nur vereinzelt, zunächst als Edelmetall vor, z. B. an Ringen von Vaphio ('Ep. ἀρχ. 1889, 147), Kakovatos (K. Müller, AM. XXXIV 1909, 275) und Mykenai ('Ep. ἀρχ. 1888, 135. 147).

und die Schlachtmesser (Schliemann 320, Abb. 442. IV 429. 443-447. 450. V 738. 739. 741. 880), deren Verwendung uns die Stele 1428 lehrt. Hier führt der verfolgte Feind des Fürsten ein solches Messer, während dieser einen Dolch minoischer Form trägt: ein Beweis, dass jene altertümlich plumpen, schwer massiven Waffen nicht kretischer Überlieferung entspringen. Sie sind denn auch auf Kreta fremd¹. Die grossen, schwer gegossenen Exemplare zeigen oben eine Oese zum Anhängen, andere, kleiner und leichter gearbeitete waren in einen Schaft eingefalzt. Dagegen finden die Lanzen, mit langer Tülle und meist ziemlich schmalen blattförmigen Schneiden mit runder Mittelrippe, Parallelen auf Kreta². Die Verwendung solcher Lanzen mit ungeheuer langen Schäften lehrt besonders gut die Dolchklinge mit der Löwenjagd. Die Länge schwankt zwischen 0,15 und 0,60 m. Eine Ausnahme bildet die kurze und breite Lanzenspitze IV 463, die wohl zu einem leichten Jagdspieß gehört. Die auf den Kykladen und im frühminoischen Kreta üblichen Formen fehlen (*Ἐφ. ἀρχ.* 1898, Taf. 12; Mosso, *Preistoria* II 236). Metallene Lanzenschuhe (Saurotere) sind dem minoisch-mykenischen Kreise fremd.

Von den Dolchen haben wir die altertümlichen Exemplare mit pilzförmigen Nägeln³ am Griff (II 217. VI 927, vor Allem den 'Dolchstab' VI 928) schon kennen gelernt (S. 160). Sie vervollständigen das Bild der einheimischen Bewaffnung, wenn auch die Goldverkleidung ihrer Nägelköpfe und die elfenbeinernen Griffe kretischen Einfluss verraten. Dagegen sind Form und Verzierung sämtlicher Dolche des IV. und V. Grabes echt minoisch. Neben einfachen, glatten Bronzeklingen (IV 397. V 737. 746. 753; ein winziges Exemplar V 749) erscheinen ein paar mit feinen Verzierungen in ganz flachem

¹ Wohl gibt es dort kleinere Messer ähnlicher Form, die aber gewiss keine Waffen waren, z. B. Ant. cré. I 28 (Psychrò).

² Evans, *Prehist. Tombs* Taf. 91 (daselbst auch andere Typen); Antiq. cré. II 32-3 (Gurnià); Seager, *Explor. in Mochlos* Fig. 45.

³ Diese Nägel sind durchweg schwer gegossene, rund oder kantig geschmiedete Bronzestäbe, die durch Löcher in Klinge und Heft gesteckt, an den Enden breit gehämmert und mit Köpfen aus starkem Gold- oder seltener Silberblech plattiert wurden.

Relief¹, und an diese reihen sich die wunderbaren Klingen mit eingelegten Schmuckplatten². Es ist hier nicht der Ort, auf Technik und Darstellungen dieser Meisterstücke kretischer Waffen- und Goldschmiede näher einzugehen (unten Cap. XII). Sie stehen allein, nur eine Dolchklinge aus Vaphio (Ἐφ. ἀρχ. 1889, Taf. 10, 7) und eine angeblich auf Thera gefundene³ lassen sich ihnen vergleichen. Was Kreta bisher an kostbaren Waffen geliefert hat (Evans, *Prehist. Tombs* 105 ff.) ist viel jünger und geringer. Die Länge der Dolche entspricht etwa dem kretischen Normalmaass und bewegt sich zwischen ziemlich engen Grenzen (etwa 0,25-32 m). Ungewöhnlich lang ist der Greifendolch (V 747: 0,43 m), ein als Waffe kaum brauchbares Miniaturexemplar V 749 (0,12 m).

Ein einzigartiges Prachtstück minoischer Toreutik ist auch IV 294-405 (Taf. XIX 3; Schl. 330, Abb. 451-2; Staïs S. 49, dort zuerst richtig erklärt). Das Heft läuft in zwei Adlerköpfe aus, welche die oben gerundete, ins Heft eingefaltete Klinge mit den Schnäbeln festhalten. Sowohl die Schuppen des Heftes wie die Sternblüten des Griffes bestehen aus Bergkristall und Lapislazuli in goldener Zellenfassung; der Knauf ist leider verloren. Form und Technik erinnern an ägyptische Dolche⁴, aber unser Exemplar ist eine freie Neuschöpfung bester minoischer Kunst, den fremden Vorbildern an Schönheit weit überlegen. Parallelen dazu fehlen bisher im aegaeischen Kreise.

Die übrigen Dolche der Schachtgräber hatten wohl meist

¹ IV 396. V 736: Spiralen. V 747: laufende Greifen, Geislinger Katalog S. 15; [Bossert, *Altkreta*² Abb. 287. 294]. Diese verzierten Klingen zeigen eine wohl etwas jüngere Form mit leicht concaven Schneiden, die sich oben in stärkerem Bogen erweitern, und vier Heftnägeln statt den bisher üblichen dreien. Selten sind an diesen Dolchen Mittelrippen (V 746 glatt, 736 mit Spiralbändern in flachstem Relief).

² IV 394: Löwenjagd. 395: Löwen. V 744: Spiralnetz. 764: Lilien. 765: 'Nillandschaft'; Perrot-Chipiez VI Taf. 17-19; Winter, *Kunstgesch. in Bildern I* 3 Taf. 1 und sonst oft abgebildet.

³ *Mém. d. Antiq. du Nord* 1872-77, Taf. 8; Perrot-Chipiez VI 794. [Dazu zwei schöne Dolche vom argivischen Heraion, A. J. A. 1925, 425 f.].

⁴ Fouilles de Dahchour Taf. 6; v. Bissing, *Ein theban. Grabfund* Taf. 2; Winter, a. a. O. Taf. 1; [auch M. Rosenberg, *Aegypt. Einlagen* 11; Bossert, *Altkreta*¹ Abb. 268-9].

hölzerne Griffe. Der Liliendolch besitzt einen solchen aus Goldblech (offenbar war der Kern auch hier aus Holz), aber die darauf getriebenen Lilien sind so viel geringer als die der Klinge, dass man den Griff wohl als eine einheimische Zutat zu der prächtigen importierten Klinge ansehen muss. Ein paar besonders wertvolle Griffe waren jederseits mit einer Elfenbeinplatte verkleidet, auf der mosaikartig aus winzigen Goldstiften ein Spiralmuster eingehämmert war (Taf. XVIII; IV 396. 397; zuerst behandelt von Tsuntas, *Ἐφ. ἀρχ.* 1897, 121 ff. Taf. 7). Aus kleinen Resten (besonders IV 406) hat Gilliéron diese Griffe eigenartiger, recht unpraktischer Technik ergänzt (Geislinger Katalog S. 16-18. 22). Die Knäufe der Dolche und Schwerter bestanden aus Holz (bisweilen mit Goldverkleidung), Alabaster, Marmor oder Elfenbein (vgl. unten S. 197). Weder Fayence noch Einlagen aus Schmelz, die später häufig werden¹, kommen in den Schachtgräbern vor.

Die Schwerter sind fast stets sehr lang und schmal, auf den Darstellungen von Kämpfen werden sie durchweg zum Stich, nie zum Hieb verwendet². Zwei Gruppen lassen sich leicht scheiden. Die eine zeigt die übliche schmale minoische Klingenform, oben gerundet, mit drei kleinen Nägeln, welche das stark ausgeschweifte Heft festhielten. Zwei besonders schöne, goldene Exemplare hat Gilliéron zu seinen Ergänzungen verwendet (Geislinger Katalog S. 14 f.). Die Klingen tragen jederseits eine scharfe oder gerundete Mittelrippe, die bisweilen oben von fein ciselierten Spiralen begleitet wird (IV 402, Geisl. Kat. S. 15). Selten sind beide Seiten der Klinge mit ganz flachen, feinen Reliefs verziert, laufenden Greifen auf IV 417, Pferden auf V 748 (Perrot-Chipiez VI 781; Bossert, *Alt-kreta*² Abb. 288). Diese letzteren sind besonders frisch und lebensvoll gebildet (die Deutung auf Wildesel scheint mir nicht haltbar).

Die cylindrischen Griffe dieser Schwerter bestanden aus

¹ Aus Mykenai, *Ἐφ. ἀρχ.* 1897, Taf. 7. 8; Geisl. Katalog S. 19. Gleichzeitige Exemplare aus den Kammergräbern bei Phaistos (SM. III) Savignoni, *Mon. ant. d. Linc.* XIV 535. Vgl. Evans, *Prehist. Tombs* 110.

² Goldring und Gemme des III. Grabes, Furtwängler, *Gemmen* Taf. II 2. 3 und sonst oft; Reichel, *Homer. Waffen* 3 f.; jünger Perrot-Chipiez VI 846.

(wohl häufig geschnitztem) Holz und sind für uns verloren, von den Knäufen ausser einer Reihe von einfachen aus Alabaster, Marmor, Elfenbein (die kleineren gehören zu Dolchen), wenigstens zwei Prachtstücke erhalten. Der eine, kugelige, trägt in hoch getriebenem Goldblech einen Löwen und einen Panther, die sich ineinander verbissen haben und in wundervoll gelungener Weise die gewölbte Fläche füllen (IV 295; Arch. Jahrb. XXVI 1911, 257; Geisl. Kat. S. 19); der andere besteht aus Elfenbein und ist erst vor Kurzem aus Bruchstücken zusammengesetzt worden. Er ist der grösste bekannte Knauf, in hohem Oval gewölbt und mit vier streng stilisierten Löwen in flachem Relief verziert, deren von oben gesehene Köpfe auf der Kuppe des Knaufes zusammentreffen (Taf. XX 2; Arch. Jahrb. XXVI 1911, 257; Geisl. Kat. S. 19).

Die zweite Gruppe von Schwertern hat meist eine stärkere, gerundete, bisweilen mit flachem Relief verzierte Mittelrippe (schräge oder gerade Riefen, kleine Schilde, Geisl. Kat. S. 14 f.). Oben endet die stark verbreiterte Klinge kantig, mit einer langen Griffzunge, an welche der meist nicht runde, sondern sechseckige hölzerne Griff festgenagelt war. Dieser ist bisweilen mit Goldblech verkleidet: IV 398 ahmt einen mit Bast umschnürten Holzgriff nach¹, zwei andere (Taf. XIX 2)² zeigen am Griff dieselben schmalen Bandmuster aus Spiralhaken mit füllenden Blättchen, Spiral- und Wellenlinien, am Knauf Dreipässe von Spiralhaken, von denselben schmalen Bändern umgeben, also eine Ornamentik, die wir schon an der Stele 1430 und einigen Goldsachen als typisch festländisch kennen gelernt haben (oben S. 128. 188). Dazu stimmt auch die unminoische Form des Knaufes, der aus einem Kegelstumpf und einem Kugelsegment mit scharfer Kante zusammengesetzt ist. Auch Elfenbeinverkleidung mit Goldmosaik kommt vereinzelt vor; Taf. XIX 1 gibt einen solchen Griff (IV 435) mit sehr interessantem, reichem Mäandermuster.

Auch von den hölzernen und ledernen Scheiden dieses

¹ Geisl. Kat. S. 15. Vgl. die Axt aus dem Schatze der Königin Ahotep (v. Bissing, Theban. Grabfund Taf. I und sonst oft), die mit einer Nachahmung von Bastfäden in Goldblech umschnürt ist.

² IV 277-8+407. V 634-5+690+723-4+763. Schliemann 310-12, Abb. 428-34.

einheimischen Schwerttypus sind Reste erhalten: goldene Bänder, glatt oder mit Linearmustern (IV 282-3; Schliemann 288, Abb. 359. 300-1. V 659-665. 724. 763; Staïs S. 65), runde Hülsen für das untere Ende (IV 288. 403. V. 657-658). Dagegen können eine Reiherautenförmiger Schmuckstücke verschiedener Grösse, aus goldverkleidetem Bein, nicht zu Scheiden gehören, da sie zum Einknöpfen in Leder gemacht sind, was vielmehr zu Gürteln oder Wehrgehenken passen würde¹.

Auch Wehrgehenke barg das IV. Grab, drei lange, breite Goldbänder, mit verstärkendem Bronzedraht an den Rändern, eines glatt (IV 262; Schliemann 343, Abb. 455), zwei mit flachgetriebenen Rosetten verziert (IV 260. 261, stabförmige Schliessen dazu 265. 266. 372; Schliemann 281, Abb. 354; Schuchhardt 277, Abb. 244-5). Diesen Rosetten entsprechen die zahlreichen Goldknöpfe mit tief geschlitzter beinerer Unterlage, die zum Einknöpfen in Riemen bestimmt, offenbar von ledernen Schwertbändern oder Schildträgern stammen.²

Dagegen gehört eine Menge einfacherer, zum Teil glatter goldener Scheiben und Knöpfe ohne Unterlage, vor Allem aus dem IV. Grabe (Schl. 302, Abb. 387-401. 371 f. Abb. 492-512), eher zum Schmuck der hölzernen Schilde, von denen sonst nichts erhalten ist³. Solche Knöpfe, oder besser Nagelköpfe erscheinen auf Darstellungen beider minoisch-mykenischer Schildformen, der 'böotischen' und der Ofenschirmform, und auf elfenbeinernen Schmuckschildchen⁴.

¹ IV 340-9. V 672. 699. Schliemann 298 f., Abb. 377-386; Geisl. Kat. S. 17. 23; Schuchhardt 275 ff., Abb. 242-3. 246. Die Muster entsprechen denen der gleich zu besprechenden Goldknöpfe. Diese Schmuckstücke könnten wohl von breiten Ledergürteln stammen.

² IV 314-338. 350. V 667-684. Schliemann 303 f., Abb. 402-422. 368 f., Abb. 485-491; Schuchhardt 299, Abb. 272-273; Geisl. Kat. 28. Diese Knöpfe fehlen in den ärmeren Gräbern II und VI; über 100 lagen in der grossen Alabastervase IV 389, sie stammen offenbar von einem zusammengerollten Riemen. Zu den Mustern s. unten S. 218.

³ [Ein bisher als Rundschild gedeutetes Holzgerät des V. Grabes (Schuchhardt 311, Abb. 290) erklärt Studniczka, wie er mir freundlichst mitteilt, überzeugend als flaches Becken; die Löcher für drei Füsschen sind z. T. erhalten].

⁴ Reichel, Homer. Waffen 2 ff.; Evans, Prehist. Tombs 44. Dagegen

Sehr scharfsinnig hat Reichel (S. 102 ff.) die merkwürdigen, mit Eberhauern besetzten Helme der mykenischen Herren rekonstruiert. Das IV. Grab barg eine Menge verschieden zugeschnittener Hauer, die wohl zu Helmen mit Nacken- und Wangenschutz (wie das Elfenbeinrelief Reichel Abb. 38; Staïs S. 91) gehörten, ferner drei beinerne Buschträger (Reichel S. 105, Abb. 42) und einige ebenfalls zugehörige runde Bronzescheibchen mit Fadenlöchern; denn die Hauer reichten nicht für alle drei Helme aus¹. Im V. Grabe lag auch ein kleiner Busch aus schmalen Goldstreifen (Schliemann 348, Abb. 461), entsprechend dem des Fürsten auf dem Goldring IV 241. Andere Formen der Helmzier auf dem Fayencekännchen Taf. XX 1 (oben S. 165) und dem grossen Silbergefäss unten S. 215. Auf Kreta zeigen die Helme ähnliche Formen, aber nur selten Eberhauer (Evans, Prehistoric Tombs S. 67).

Sonst ist es mit Schutzwaffen dürftig bestellt. Alle Spuren von Panzern fehlen, was ja nach den Darstellungen von Kämpfen zu erwarten war, ebenso die Beinschienen, die erst gegen Ende der mykenischen Kultur auftreten (Reichel 59). Wie weit dafür Gamaschen aus Leder oder Stoff Ersatz boten, entzieht sich unserer Kenntnis. Auch die Deutung der in unseren Gräbern gefundenen goldenen 'Gamaschenhalter'² ist zwar scharfsinnig, aber nicht ganz einwandfrei. Jedesfalls sind letztere für den praktischen Gebrauch zu schwach, also für das Grab angefertigt.

Dass Bögen im Gebrauch waren, lehren ausser mehreren Darstellungen³ die Pfeilspitzen aus Feuerstein und

zeigen gefleckte Rinderfelle die Schilde der Dolchklinge mit der Löwenjagd (Reichel Abb. 1) und des Frieses Tiryns II Taf. 5 (vgl. S. 34 ff.).

¹ Solche mit runden Scheiben besetzten Sturmhauben aus Leder oder Filz tragen die Soldaten auf der spätmykenischen Kriegervase.

² IV 267-270. 271. 281. V 637, 652-3. VI 913-4. Schliemann 266, Abb. 338. 291, Abb. 369. 374, Abb. 519; Schuchhardt 267, Abb. 236; Reichel 58. Andere Exemplare sind mir nicht bekannt, ebensowenig Darstellungen von solchen. Von der Tracht der festländischen Fürsten in dieser Zeit wissen wir noch allzu wenig.

³ Goldring Schliemann 258, Abb. 333; Dolchklinge mit Löwenjagd (unten S. 225); Silberhryton (unten S. 214). Vgl. die Gemme Furtwängler, Gemmen I

Obsidian (IV 536-540; Schl. 313, Abb. 435), kleine Meisterwerke der Steinbehandlung, keineswegs Anzeichen primitiver Zeiten. Zwei Typen lassen sich scheiden, mit geraden oder gerundeten Schneiden, schwalbenschwanz- oder krebsscherenförmigen Enden. Bronzene Pfeilspitzen treten erst in den älteren Kuppelgräbern neben den steinernen auf, um diese dann zu verdrängen (K. Müller, AM. XXXIV 1909, 292 zu Taf. 15).

Im Ganzen ist hervorzuheben, dass sämtliche Waffen fest und gebrauchsfähig, keineswegs bloß fürs Grab hergestellt sind. So bieten uns die Schachtgräber die hervorragendste Waffensammlung des ganzen Altertums.

X. HAUSGERÄT (WERKZEUGE, GESCHIRR).

An bronzenen Werkzeugen sind ein paar Haupttypen in allen oder fast allen unseren Gräften vertreten. Am häufigsten begegnen wir dem länglich blattförmigen, leicht geschwungenen, einschneidigen Messer, das einmal (II 216) auch noch seinen beinernen Griff bewahrt hat. In wechselndem Format (0,15-0,33 m. L.) zeigt es immer wieder dieselbe Form (Schuchhardt 241, Abb. 204). Nur eine grössere Variante dieses Typus sind die schweren Hackmesser des IV. und V. Grabes, die mit dem Griff und seiner dicken Öse aus einem Stück massiv gegossen und geschmiedet sind (oben S. 194). Trotz mancher Bedenken wird man sie doch für Waffen halten, da der Verfolgte auf der Stele 1428 ein solches Messer führt (oben S. 130). Staïs (S. 53) hat sie wenig einleuchtend als Opfermesser erklärt und angenommen, dass in der Öse das Scharnier einer drehbaren Scheide, wie die unserer Rasiermesser, gesteckt habe.

Eine Reihe von dünnen, breiten, gerundeten Klingen, die durch drei, meist gold- oder silberplattierte Nägel mit einem elfenbeinernen Hefte verbunden waren (II 225. IV 422. 482. VI 931, L. 0,15-0,18 m.), finden sich nur in Männergräbern und sind allgemein Rasiermesser genannt worden. Dazu stimmt, dass sie als Waffen unbrauchbar, für gewöhnli-

Taf. 2, 24; das Fragment eines Steingefässes von Knossos, BSA. VII 44 (dazu K. Müller, Arch. Jahrb. XXX 1915, 262); Reichel, Hom. Waff. 112 ff.

ches Hausgerät zu kostbar gefasst sind. Auch beweisen die meisten Masken, ebenso wie alle anderen Darstellungen, dass die minoisch-mykenischen Männer fast ausnahmslos rasiert waren. Übrigens sind auch nur in den beiden Männergräbern V und VI zwei kleine Pinzetten aus Bronze und Silber zum Ausziehen der Haare gefunden worden (V 830, L. 0,08. VI 926, L. 0,05 m.), die man an sich eher bei den Frauen erwartet hätte. In der Form gleichen sie denen der Kykladen (Schliemann 353, Abb. 469, vgl. Tsuntas, *Ἐφ. ἀρχ.* 1899 Tf. 12).

Zwei eigenartige bronzene Geräte barg das IV. Grab: 1) eine starke Gabel (IV 515, L. 0,293 m; Schliemann 293, Abb. 372) mit drei umgebogenen Zinken und einer Tülle zum Einstecken des Griffes, einen vereinzelter Vorläufer der Kreagra oder des Pempobolon klassischer Zeit;¹ 2) ein ganz merkwürdig geformtes Beil (IV 514, L. 0,285 m; Schliemann 293, Abb. 371), auf der einen Seite des Schaftloches flach gehämmert und weit ausbauchend gerundet, auf der anderen wie ein Meissel sich verjüngend. Ich weiss auf griechischem Gebiet keine Parallele dazu.

Endlich sind hier noch die ganz alltäglich geformten Bronzemeissel (IV 424. 437/8. VI 924. V 773. L. 0,24 - 315 m. Schliemann 350, Abb. 463) und die zahlreichen Schleifsteine anzuführen. Die in Kreta so häufige Form des Doppelbeiles ist zwar auch in den mykenischen Ornamentschatz aufgenommen worden, aber eben nur dekorativ, im Bilde, nicht in Originalen. Überhaupt fehlen die Beile mit Ausnahme des eben erwähnten sonderbaren Exemplares.

Zum Hausgerät gehört das Gebrauchsgeschirr. Die mykenischen Prinzessinnen sind damit reich versehen, aber auch den Männern fehlt es nicht ganz. In den ärmeren Gräften überwiegt durchaus das Thongeschirr, die reichsten aber (vor Allem III und IV) barga eine ganze Ausstattung von grossen, schön gearbeiteten Kupfervasen. Da ist zunächst — die gebräuchlichste Form von allen — die grosse Wasserkanne. Von den 10-12 ganz oder zum grössten Teil erhaltenen Exem-

¹ [Ein ganz ähnliches Gerät aus einem kyprischen Grabe bei E. Gjerstad, *Studies on Prehistoric Cyprus* 237].

plaren haben fast alle genau dieselbe hohe, oben sehr bauchige Form mit wulstigem Fuss, ganz kleinem, kurzen Halse, runder, an den Seiten sehr leicht eingedrückter Lippe¹, einem senkrechten Henkel am Halse, einem wagrechten, bügelförmigen unter diesem am Leibe: also keine eigentliche Vorstufe der griechischen Hydria, aber wie diese gut geeignet, leer (liegend) oder voll auf dem Kopfe getragen zu werden, wie das ja in Griechenland, und sonst im Süden und im Orient, von jeher allgemein üblich gewesen ist. Diese Kannen pflegen aus drei mit Nägeln zusammengenieteten Stücken zu bestehen: Hals, obere Leibeshälfte, untere Hälfte mit Fuss, dessen Bleifüllung dem Gefäss trotz der verhältnismässig sehr kleinen Standfläche ein genügendes Gleichgewicht gab. Auch die Henkel sind angenagelt, und zwar von innen, mit decorativ gerundeten Köpfen. Der senkrechte Henkel ist fast stets bandförmig, der untere, wagrechte kantig, beide massiv gegossen und geschmiedet. Bisweilen sind die Enden flach gehämmert und blattähnlich geschweift, vereinzelt sind die Henkel wulstig gerundet, der Hals sehr breit gebildet. Das Format ist ziemlich einheitlich (H. 0,50 - 0,55, selten 0,57 und 0,675 m), nur einmal finden wir ein viel kleineres Kännchen derselben Form (IV 581, H. 0,20 m).

Alle diese Kannen sind Gebrauchsgeschirr der Lebenden, das lange verwendet wurde, ehe es ins Grab wanderte. Das beweisen die zahlreichen, ziemlich roh eingenieteten Flickstücke. Durchweg sind es einheimische Erzeugnisse, ebenso wie das übrige Kochgeschirr, das genau entsprechende Flickarbeit aufweist.

Auch die Eimer, deren wir drei ganz oder fast ganz besitzen, zeigen durchgängig nur eine Form: weiten, bauchigen Leib mit kleinem, abgesetztem Mündungsrand, wulstigen, mit Blei gefüllten Fuss. Am oberen Rande, der in scharfer Kante ausbiegt, sitzen zwei oder drei massiv geschmiedete und angenagelte Bügelhenkel (III 580. Schliemann 315, Abb.

¹ III 601. 602. 604. IV 581. 586. 603. Schliemann 314 f., Abb. 436 f.; Schuchhardt 288, Abb. 258. Analysen des Metalls Schliemann 427 ff. Genau dieselbe Form auf Kreta: Evans, Prehist. Tombs 40.

437). Die gefälliger Form des fälschlich oft Amphora genannten dreihenkligen Vorratsgefäßes, die in Kreta wie auf dem Festlande häufig, in unsern Gräbern durch ein thönerne (V 836, oben S. 138) und vor Allem durch die Fragmente eines prächtigen silbernen Exemplares (unten S. 215) vertreten ist, fehlt völlig unter dem kupfernen Küchengeschirr, dessen einheimische Herkunft dadurch von neuem bestätigt wird. Unsere Eimer sind aus mehreren Blechen mit mancherlei Flickwerk zusammenge nagelt, die Höhe schwankt zwischen 0,465 und 0,42 m.

Ein Unicum bildet in diesem Kreise der grosse Kessel III 604^a (H. 0,47 m), dessen concav geschweifte obere Hälfte in scharfer Kante mit der flachgewölbten unteren zusammenstösst. Auch die hochgewölbten Henkel mit ihren langen blattförmigen Enden sind ungewöhnlich; die ganze Vase fällt aus dem normalen minoisch-mykenischen Formenschatz vollkommen heraus und erinnert vielmehr an nordische Gefässe¹ derselben und späterer Zeiten (vgl. oben S. 159). Sie ist ein wichtiges Anzeichen für die festländischen Einflüsse, die sich in den Schachtgräbern mit den überwiegend starken kretischen eben noch kreuzen.

Denn kretisch, wie die Form der Kannen und Eimer — ich brauche für letztere nur an den Sarkophag von Hagia Triada zu erinnern — ist auch die der Kessel, von denen wiederum eine reiche Auswahl erhalten ist.² Die kleineren Exemplare pflegen aus einem Stück getrieben zu sein, auf dem eingezogenen und ganz leicht auswärts gebogenen Rande sitzen zwei Bügelhenkel mit langen blattförmigen Enden; die grossen haben geradere Wandungen, gesondert in mehreren Stücken gearbeiteten Rand und zwei oder drei Henkel mit ganz kleinen Enden. Selten nur ist der Kessel selbst aus mehreren Blechen zusammengeklüftet, während Flickungen häufig sind. Aber so gewiss diese auf einheimische Herkunft

¹ Vgl. Hoernes, Urgesch. d. Kunst² 267; Schuchhardt, Alteuropa² 142.

² Mit drei Henkeln III 578. 583/4. IV 577 und noch mindestens sieben defecte Exemplare; zweihenklig sechs Exemplare des IV. Grabes. Schliemann 316 f., Abb. 438 f.; Schuchhardt 288, Abb. 259. H. 0,18-0,31, meist 0,22-23 m, Dm. meist 0,36-0,37, selten grösser, einmal 0,77 m.

und langjährigen Gebrauch hinweisen, so bestimmt führen die Formen selbst nach Kreta, wo Hazzidakis in Tylissos die schönsten und grössten solcher Kessel gefunden hat (*Ἐφ. ἀρχ.* 1912, 221). Neben seinem gigantischen Prachtstück von 1,40 m Durchmesser erscheinen die mykenischen klein.

Ausser diesem gebräuchlichen Geschirr gibt es auch einige Seltenheiten: eine mittelgrosse Schüssel mit Ausguss und drei Henkeln, auf drei breiten, flachen Beinen stehend, eine Vorstufe der 'geometrischen' Dreifüsse;¹ eine ziemlich tiefe Schüssel mit gerader Wandung, von der senkrecht, aus demselben Blech hergestellt, eine Tülle für den Griff aufsteigt (IV o. Nr. Staïs S. 59; vgl. Evans, *Prehist. Tombs* 54); eine flache Pfanne mit wellenförmig ausgeschnittenem flachem Griff (IV o. Nr. H. 0,065, Dm. 0,285 m. Staïs S. 59).

Dazu kommen noch eine Reihe von Bügeln und Böden, die zu ähnlichen Kannen und Kesseln oder Eimern, wie den oben beschriebenen, gehörten, vor Allem aber reich verzierte bronzene Randstücke grosser bleierner Kessel, der einzigen mir bekannten prähistorischen Gefässe aus diesem Metall, von denen mehrere verbeulte Exemplare unerkant im Museum von Nauplia liegen. Von den Rändern ist mehrfach allein das Blei mit dem darauf abgedruckten Muster — schräge und gerade Riefen, Spiralbänder, Friese von Spiralschnecken — erhalten. Alle diese Stücke stammen aus dem IV. Grabe (Nr. 492 - 501); sie könnten nach ihrer viel feineren Technik und der Art ihrer Verzierung wohl importiert sein. Doch lässt sich dies nicht erweisen. Nur so viel ist gewiss, dass solche feineren und schöneren Gefässe nicht aus denselben Werkstätten stammten wie das grobe Küchengeschirr. Zudem ist dieses aus Kupfer, jene Reste wie es scheint aus Bronze.

Auch an kleineren Bronzegefässen hat es in unseren Gräbern nicht gefehlt. Nur sind sie meist zu stark zerstört, um eine Wiederherstellung zu gestatten. Ausnahmen bilden eine kleine Schüssel (II 224), eine halbkugelige Schale (IV o. Nr.)

¹ IV 579. Schliemann 319, Abb. 440. H. 0,215, Dm. 0,215 m. Diese Dreifussform findet sich vereinzelt auch auf Kreta und in Mykenai: Evans, *Prehist. Tombs* 42; Staïs, *Ἀρχ. Δελτίον* II 1916, Παράρτ. 82. [Vgl. Karo *AM.* XXXV 1920, 128f.].

und vor Allem eine ziemlich schwere, massive Tasse (IV o. Nr.) mit kleinem rundem Henkel und einem schnauzenförmigen seitlichen Ausguss. Ein Vergleich dieses Ausgusses mit denen der Lampen aus Kreta (vgl. auch die thönernen Exemplare im Grabe von Vaphio, 'Εφ. ἀρχ. 1889, Taf. 7) legt die Erklärung auch unserer Tasse als Lampe nahe. Sie wäre dann die älteste der bisher auf dem Festlande bekannten und ein neues Merkmal minoischen Einflusses. Denn auf Kreta sind Lampen sogar aus frühminoischer Zeit erhalten¹.

Zum Schlusse mögen noch einige Gegenstände aufgeführt werden, deren Verwendung z. T. zweifelhaft bleibt. Zunächst die goldenen Waagen des III. Grabes, von denen schon Schliemann (Mykenai 228, Abb. 301/2) zwei abgebildet hat, während die dritte erst von Staïs rekonstruiert worden ist. Alle drei bestehen aus ganz dünnem Flittergold, jeder praktische Gebrauch ist ausgeschlossen, sie müssen eigens für die Gruft hergestellt sein. Der Waagbalken mag einen Holzkern gehabt haben, als Teller sind bei zwei Exemplaren die oben besprochenen runden Goldscheiben mit eingestanzten Sternen und Schmetterlingen verwendet². Eine besondere Beziehung des Schmetterlings zum Seelenkult lässt sich sonst im kretisch-mykenischen Kreise nirgends nachweisen. Daher wäre es allzu kühn, hier eine solche vorauszusetzen, oder gar unsere Waagen mit homerischen Vorstellungen der Psycho-stasie zu belasten; dies wäre selbst dann unzulässig, wenn wir für die mykenische Zeit den Glauben an eine Seelenwägung nachweisen könnten. Denn die Gottheit hat doch ihr Gerät bereit, es wäre ganz überflüssig, dass die einzelnen Toten ihre Waagen mitbrächten. Eher könnten diese merkwürdigen Grabbeigaben als Abzeichen besonderer Würde anzusehen sein. Ihre einheimische Herkunft steht ausser Zweifel, wenn

¹ R. Seager, *Explor. in the Island of Mochlos* Taf. IX 12; Lampen aus dem Ovalhause von Chamaizi (MM. I) bei Xanthudidis, 'Εφ. ἀρχ. 1906, Taf. 10; *Ant. cré.* II Taf. 4,3.

² [Svoronos, *Journ. int. d'arch. num.* IX 1906, 181 ff. (Taf. 8.9) hat diese Waagen und Goldplättchen (oben S. 187 ff.) mit den homerischen Talenten zu verbinden versucht. Darüber zuletzt Regling in *Eberts Reallex. d. Vorgesch.* unter Geld, § 16].

auch das Gerät selbst sicher aus Kreta übernommen ist; denn Standwaagen erscheinen bisweilen auf knossischen Schrifttafeln, doch ist leider kein Exemplar im Original erhalten.¹

Mykenischer Herkunft ist offenbar auch ein merkwürdiges hölzernes Gerät aus dem V. Grabe (Nr. 812), das wie durch ein Wunder fast vollständig erhalten ist. Vier rechteckige Brettchen sind der Länge nach an einander genagelt und bilden eine nach beiden Seiten offene viereckige Röhre ($0,11 \times 0,08 \times 0,08$ m). Die Schmalseiten zeigen an den Kanten Stiftlöcher, doch fehlen hier die Verschlussstücke. Zwei der Bretter tragen quer aufgesetzte elfenbeinerne Leisten, auf denen je ein Hund aus Elfenbein steht. Die Tiere sind in ziemlich hohem Relief recht plump und roh geschnitzt; dass es keine Löwen sind, scheinen mir, ausser der Bewegung, die kurzen Schwänze zu beweisen. Die beiden anderen Wände tragen in der Mitte je einen breiten, flachen Falz, an den Rändern in regelmässigen Abständen fast quadratische Elfenbeinplättchen; sie verdecken die Stifte, welche die vier Brettchen zusammenhalten. Leider habe ich keine Erklärung für diesen sonderbaren Gegenstand gefunden. Von einem dritten Brettchen mit Mittelfalz und seitlichen Elfenbeinplättchen ist ein Fragment erhalten. Ob es zu diesem oder zu einem zweiten, ähnlichen Gerät gehört, lässt sich nicht ermitteln. Auffallend gut erhalten ist auch das oben (S. 198) erwähnte hölzerne Becken, dessen Füsse verloren sind.

Rätselhaft bleibt auch die Verwendung eines knöchernen Geräts aus dem V. Grabe (Nr. 823; Schliemann 375, Abb. 520-524): drei kurze Röhren, in denen zwei Stäbe mit einem Knopf am Ende stecken, durch einen Querstift befestigt. Diese bisher nicht beachteten Stifte schliessen die Erklärung des Instrumentes als Flöte oder gar als Klystierspritze (Schliemann!) aus. Indessen vermag ich auch keine bessere zu geben.

Ein hübscher und eigenartiger elfenbeiner Gegenstand ist erst jüngst vervollständigt worden (V 787; ein Stück Schliemann 376, Abb. 525): er ist einem Löffel ähnlich, flach

¹ [Evans, *Corolla Numism.* in *Hon. of B. V. Head* 361; *Fimmen, Kret.-myk. Kultur*² 1924, 123].

gewölbt, am Griff spitz auslaufend, und hat wohl als Schminkspachtel gedient. Der Griff und sein gefällig profilierter Knopf, sowie das verbreiterte untere Ende tragen eingravierte concentrische Kreise und in einen Kreis componierte reiche Wellenmuster, die uns von den Goldknöpfen (oben S. 198) schon geläufig sind. Wie bei diesen, so scheint mir auch bei der Spachtel die einheimische Herkunft gesichert zu sein.

Hier sind am besten die Reste von reich verzierten Holzbüchsen und -kästchen anzufügen, deren wir drei oder vier nachweisen können. K. Müller hat sie zuerst eingehend behandelt (Arch. Jahrb. XXX 1915, 294 ff. 310). Zwei Goldbleche des III. Grabes gehören wohl zu demselben Kästchen: III 24 (Schliemann 230, Abb. 306) trägt zwei offenbar nach minoischem Vorbild ungeschickt copierte fliegende Schwalben, III 23 (Schliemann 230, Abb. 303; Perrot-Chipiez VI 972) eine Halskette mit hängenden Lilien, die aus dem lebendigen kretischen Typus zur Schmuckform erstarrt erscheinen. Von dem Deckel eines grösseren Kästchens stammt offenbar das durchbrochene Goldblech III 119. 120, das bei Müller S. 310 vollständiger abgebildet ist als Tiryns II 130: Löwen und Leoparden jagen gewaltige Stiere, in einem offenbar von minoischer Malerei abhängigen Stil, der auf importierte Stanzformen schliessen lässt. Denn in so früher Zeit standen in der Argolis Fresken schwerlich als Vorbilder zur Verfügung. Die Motive leben noch Jahrhunderte lang fort, wie die bekannten Eberjagden von Tiryns zeigen.

Wenn wir in den eben beschriebenen Stücken den minoischen Einfluss übermächtig sehen, bietet eine jüngst reconstruierte sechseckige hölzerne Deckelbüchse mit goldverkleideten Seitenwänden neben den Grabstelen die lehrreichsten Beispiele von Stilmischung (V 808-811; Schliemann 354 ff., Abb. 470-472; Schuchhardt 298 ff.; vorzüglich K. Müller 294 ff.). Nicht nur sind die Spiralnetze der Schmalseiten unminoisch, festländischer oder kykladischer Stilisierung, sondern auch die auf Hirsche und Wildziegen jagenden Löwen hat ein der freien kretischen Kunst nur widerwillig folgender peloponnesischer Künstler auf seine Weise ornamental umgestaltet. Es ist keine unbeholfene Nachahmung, sondern ein

bewusstes Umstilisieren (unten S. 218). Für die sechseckige Form der Büchse wüsste ich im kretisch-mykenischen Kreise kein Gegenstück.

XI. TAFELGESCHIRR UND ANDERE VASEN AUS EDELMETALL.

Einen ganz erstaunlichen Reichtum an Gefässen aus Edelmetall haben unsere Gräber bewahrt. Selbst in den ärmsten (I, II, VI) fehlen goldene und silberne Becher oder Tassen nicht ganz, die reichen Herren der Gräfte IV und V aber waren mit einem Tafelgeschirr versehen, dessen sich kein moderner Fürst zu schämen brauchte. Bei der Betrachtung dieser Schätze empfiehlt es sich, mit den geringsten Stücken zu beginnen.

Da sind zunächst zwei fast völlig gleiche, kleine einhenkelige Becher (II 220, Schliemann 335, Abb. 453; VI 912), aus dünnem Goldblech recht nachlässig getrieben. Indessen darf man auch diese bescheidensten Gefässe ihrer Art nicht als blosses Grabzeug ansehen: das beweist schon der Henkel, dessen Ränder mit Bronzedraht verstärkt sind, um ihn haltbarer zu machen. Die Form mit dem charakteristischen wagrechten Wulst schliesst sich an feine mittelminoische Thongefässe an, obwohl bei diesen der plastische Wulst fast stets durch einen gemalten Streifen ersetzt ist,¹ während er bei festländisch frühmykenischen Thongefässen derselben Form die Regel bildet: ein Anzeichen für die einheimische Herkunft auch der goldenen Becher. Auch der Spitzbogenfries, der den oberen Teil der Wandung ziert, mag letzten Endes aus den Blättern minoischer Sternblumen abgeleitet sein, ist aber kein normales kretisches Ornament. Zudem ist die Herstellung der Gefässe so unbeholfen, dass wir unbedenklich die Hand eines einheimischen Goldschmiedes erkennen dürfen, der aus Kreta importierte Vorbilder nachahmt. Dazu stimmt ja sehr gut das verhältnismässig höhere Alter, das wir aus anderen Gründen schon oben (S. 152 ff.) dem II. und VI. Grabe zugewiesen haben.

¹ Ausnahmen: Ein MM. II Becher, feinste Eierschalenware, Stabwerk über und unter dem Wulst; ein SM. I Becher mit Spiralen und einer mit Spiralen und runden Scheiben, alle drei aus Knossos (Candia, Museum).

Auch von Grab V muss wenigstens die erste Bestattung zu den ältesten der ganzen Gruppe gerechnet werden. Und hier finden wir nun zwei Becher gleicher Form und fast gleicher, nur ein wenig reicherer Verzierung (Nr. 267. 628; Schliemann 359, Abb. 475; Staïs S. 61 f.). Aber sie sind wesentlich grösser als jene, auch besser und solider gearbeitet. Charakteristisch ist für diese und alle folgenden Stücke gleicher Form die Befestigung des Henkels. Er ist von innen an die Gefässwand genagelt, oben mit zwei, unten mit einem Goldstift, deren Köpfe flach gewölbt zu sein pflegen und decorativ wirken, während die Enden ganz schmucklos, geradezu hässlich, flach auseinandergehämmert sind. Solche steilwandigen Becher mit dickem, wagrechten Rundstab in der Mitte des Leibes erscheinen nicht selten in unseren Gräbern. Ein ganz unverziertes Exemplar ist IV 441 (Schliemann 271, Abb. 345). V 629 (Schliemann 360, Abb. 476) trägt über und unter dem Rundstab ein reiches Spiralmnetz von sehr decorativer Wirkung. Ein silberner Becher gleicher Verzierung, leider arg zerstört, lag in demselben Grabe, und ein paar Henkel ähnlicher Silberbecher sind ganz oder teilweise erhalten. Ein goldenes Exemplar mit zwei Friesen von Delphinen (III 73; Schliemann 236, Abb. 317) zeigt schlagend die Ableitung von kretischen Vasen, sowohl der ausgehenden mittelminoischen wie der beginnenden spätminoischen Technik [Evans, Palace of Minos I 608].

Dieselbe Form findet sich auch, minoischem Brauch entsprechend, ohne den plumpen Rundstab und wirkt dann in ihrem fein geschwungenen Profil sehr viel gefälliger. Am wenigsten erfreulich sind einige kleine Exemplare mit horizontalen Canneluren (IV 392. 393; Schliemann 268, Abb. 340, aus Gold, ein arg zertrümmertes silbernes im V. Grabe), sehr viel hübscher die senkrecht gegliederten: IV 442 (Schliemann 269, Abb. 342, Gold) mit breiten Canneluren, V 756 (Silber) mit gefälliger Blattreihe, IV 313 (Schliemann 275, Abb. 347, Gold) mit einer Reihe grosser aufrechter Blättzweige verziert, zu denen wiederum festländisch frühmykenische Vasen Parallelen bieten. Technisch ist diese ganze Gruppe ziemlich minderwertig. Sie zeigt deutlich das Bestreben, feinere Vorbilder nachzuahmen, aber ohne rechten Erfolg. Am klarsten lehrt das die

häufig mangelhafte Durchbildung der Form, nicht minder die plumpe Gestaltung von Ornamenten wie den Zweigen von IV 313 und vor Allem den Delphinen von III 73. Es sind allesamt Erzeugnisse einer noch wenig entwickelten einheimischen Toreutik.

Anders steht es mit einem verwandten Bechertypus, der uns von den beiden Prachtstücken aus dem Grabe von Vaphio geläufig ist. Die Wandung ist steiler, der Boden setzt mit scharfem Knick von ihr ab, der Henkel besteht aus zwei starken parallelen Platten, die durch eine rollenförmige, feste Röhre verbunden sind: eine ganz sonderbare Henkelform, für die ich keine Vorläufer kenne. In den Schachtgräbern tritt sie zuerst auf: ein goldenes Exemplar (V 630) und vier silberne (IV 476. 518. V 755. 866), ferner Fragmente von mindestens zwei anderen im IV. und V. Grabe (Staïs, *Δελτίον* II 1916, *παράρτ.* 82), alle unverziert. Bei IV 518 ist der ursprüngliche Henkel später durch einen schmalen senkrechten Bandhenkel ersetzt worden. Schon eine solche Reparatur spricht für den Import dieser Becher, den auch die sehr viel feinere und vollendetere Technik gegenüber der eben erwähnten Gruppe empfiehlt. Natürlich kann ein oder das andere Exemplar doch im Lande selbst gemacht worden sein, und es darf nicht verschwiegen werden, dass die sonderbare Henkelform dieser Gruppe vorläufig in der minoischen Kunst fehlt.¹ Indessen kann man daraus nicht viel folgern, weil Metallbecher auf Kreta, infolge des Fehlens reicher Gräber, äusserst spärlich sind, und anderseits jener Henkeltypus in Thon nicht gebräuchlich war.

Auf beste mittelminoische Tradition geht dagegen eine andere in den Schachtgräbern häufige Form zurück, die Tasse, meist mit abgesetztem Rande und kleinem Bandhenkel. Ich brauche nur an die köstlichen bunten Exemplare der 'Eierschalentechnik' zu erinnern (z. B. JHS. XXIII 1903, Taf. 5). Auch in der feinen Keramik der I. spätminoischen Periode, also gerade in der Zeit unserer Schachtgräber, ist diese Form häufig, sowohl auf Kreta wie unter den Scherbenmassen von Tiryns und Mykenai. In Gold erscheint sie unter unseren

¹ [Die letzten Grabungen in Knossos haben ein Exemplar aus schwarz-grauem Marmor geliefert, Candia Museum Nr. 2098].

Funden nicht, dagegen mehrfach in Silber (IV 509. 519, Fragmente und Henkel einiger anderer Exemplare).

Eine etwas flachere Variante derselben Form findet sich in besonders schöner Ausführung: die silberne Tasse trägt einen reich verzierten Mündungsrand und Henkel aus Gold. Solche Stücke sind I 212, mit Blattrihe auf dem Rande (der Henkel fehlt), Schliemann 366, Abb. 482 f. und V 786/7, mit dem charakteristischen minoischen Blattzweige. Genau entsprechende Tassen entstammen dem Grabe von Vaphio (‘Εφ. ἀρχ. 1889, Taf. 7) und einem mykenischen Kammergrabe (Geislinger Katalog S. 9): sie beweisen, dass die Exemplare der Schachtgräber zu den jüngsten Bestattungen dieser Gräfte gehören; und in derselben Zeit (SM. I-II) finden wir denn auf Kreta einige schöne bronzene Gefässe derselben Form, darunter eine grosse Schüssel (BSA. IX 124 ff.). Auch die mykenischen Tassen dürften aus Kreta importiert oder von Kretern in der Argolis hergestellt sein.

Dasselbe könnte man zunächst von dem glatten Goldbecher IV 427 (Schliemann 269, Abb. 343) annehmen wollen. Denn das schwere, massive Blech, die wundervolle Sicherheit und Eleganz der Profile, sowohl des Leibes und Fusses wie des Henkels, die vollendete Zweckmässigkeit des Ganzen, das Alles deutet auf ein in langer Entwicklung geschultes Handwerk und steht in augenfälligem Gegensatz zu der unsicheren Formgebung und der minderwertigen Technik der oben angeführten Gruppen. Aber gerade für diese Form mit der geraden Wandung und dem gefällig geschwungenen Fuss bietet Kreta keine Parallele, während sie in der besten gelbpolierten frühmykenischen Keramik besonders beliebt war. So darf man unser in der Toreutik singuläres Exemplar doch für einheimisch ansehen.

Ebenso bietet ein goldener Becher mit rennenden-Löwen (V 656; Schliemann 361, Abb. 477) blos eine ins Schlanke umgebildete Weiterentwicklung der alteinheimischen Form, die wir in der minyschen und helltonig frühmykenischen Keramik kennen (oben S. 141 ff.): derselbe hohe, geschweifte Fuss, derselbe weit ausladende Leib mit abgesetztem, kurzem Mündungsrande. Nur sind die beiden eng anliegenden kleinen

Bandhenkel durch einen hoch geschwungenen ersetzt. Nach Technik und Stil ist dieses Gefäss das Werk eines festländischen Goldschmieds. Die Form bestätigt dies; aber im Henkel wie in den Löwen auf der Wandung finden wir doch auch minoischen Einfluss wieder.

Noch sehr viel stärker äussert sich dieser in einem der schönsten mykenischen Gefässe, dem Rosettenbecher des IV. Grabes (Nr. 351; Schliemann 270, Abb. 344; Geislinger Katalog S. 11). Kaum eine andere unserer Vasen ist so schwer und gut gearbeitet; mit vollendeter Virtuosität sind die feinen Rippen und Gravierlinien auf der Schulter gezogen, die Blattrosetten am Leibe und die Buckeln am Rande des Fusses getrieben, die Profile des schwer massiven Henkels ciseliert. Es ist ein Prunkstück, das jede fürstliche Tafel zieren, das ein König von Knossos dem von Mykenai wohl geschenkt haben könnte. Zwischen dieser Vase und den oben beschriebenen ist der Abstand ungeheuer gross. Aber auch hier spricht die Form gegen kretische Herkunft.

Von einem ähnlichen, ebenfalls ganz vorzüglichen Stück besitzen wir leider nur mehr Fragmente (III 122). Die Vase bestand aus Silber, die Rosetten aus Goldblech. Form und Technik sind dem Goldbecher doch nicht ganz ebenbürtig. Dasselbe gilt von ein paar anderen, des goldenen Zierrats entbehrenden, zertrümmerten Silberbechern; besonders Füsse und Henkel sind erhalten. Dazu kommt ein jüngst erst zusammengesetztes Unicum, ein grosses tiefes Gefäss ähnlicher Form, das aber statt des Henkels einen grossen beweglichen Bügel trägt (V 820). Dieser, ein fester cannelierter Silberstab, dreht sich jederseits in schleifenförmigen Oesen, die durch Attaschen in Form eines Doppelbeils an der Gefässwand befestigt sind. Das Doppelbeil mit der Schleife ist der frühmykenischen Keramik fremd, auf Kreta indessen häufig, auch gerade als Henkelende; hier finden wir es zum ersten Male auf dem Festlande nicht als blosses Ornament, sondern sehr geschickt in seiner Funktion begründet.

Ganz eigenartig sind Wandung und Henkel der Vaphio-Becher mit dem hohen geschweiften Fusse der eben besprochenen Gruppe verschmolzen bei dem prachtvollen Becher

aus hellem Elektron IV 390 (Schliemann 276, Abb. 348)¹. Es ist ein schweres, grosses Prunkstück, mit eingelegtem Zierrat aus Goldblech und Niello reich geschmückt. Sowohl diese Technik, die den Becher untrennbar mit den eingelegten Dolchklingen verbindet, wie die Altäre mit aufwachsenden Zweigen, die seine Verzierung bilden, scheinen mir normale mykenische Herkunft auszuschliessen. Etwas Besseres könnte auch ein Fürstengrab von Knossos nicht bergen.

Ungesucht bietet sich hier zum Vergleich der allbekannte 'Nestorbecher' (IV 412; Schliemann 272, Abb. 346); seine Henkel zeigen den Typus von Vaphio, aber seine Wandung erinnert kaum mehr daran; sie ist wesentlich plumper, und der hohe, röhrenförmige Fuss mit der breit ausladenden Platte, die durchbrochenen Verbindungsbänder zwischen Henkeln und Fuss sind steif und ungelenk, auch die Täubchen auf den Henkeln recht schematisch roh, denen der kleinen Schmuckstücke des III. Grabes vergleichbar (oben S. 189 ff.). Der Eindruck einheimischer, in primitiven Traditionen befangener Kunst ist unabweisbar, trotz den erwähnten fremden Elementen. So bilden diese beiden ganz singulären Becher geradezu Gegenpole.

Es ist sehr bezeichnend, dass die alteinheimischen keramischen Formen in Metall nicht noch stärker vertreten sind: die Toreutik steht eben offenbar überwiegend unter minoischem Einfluss. Ausnahmen bilden der schlichte goldene Kantharos IV 440 (Schliemann 267, Abb. 339), der aus der alten minysch-argivischen Form (oben S. 141 f.) weiter gebildet ist, sowie ein neuerdings wiederhergestellter grosser Silbernapf mit Bandhenkeln und Ringfuss, der an schwarzpolierte Vasen erinnert: beide sicherlich keine ausländisch beeinflussten Stücke. Dagegen haben uns die Schachtgräber ein paar echt minoische Prachtgefässe aus Gold und Silber bewahrt, die wir aus Kreta selbst bisher nur in steinernen und tönernen Nachahmungen kannten. Zwei von ihnen, das goldene Löwenkopf-Rhyton und das silberne in Form eines Stierkopfes (IV 273. 384) habe

¹ [Koehler, AM. VIII 1883 Taf. 1; M. Rosenberg, Niello² 1924, 32; Bosser, Altkreta² 1924 Abb. 285].

ich schon im *Archaeologischen Jahrbuch* XXIV 1911, 253 ff. (Taf. 7-9) ausführlich besprochen. Darum erinnere ich hier bloß daran, wie vollkommen diese beiden torentischen Meisterwerke mit steinernen Gegenständen aus Knossos übereinstimmen, und dass mehrere Bruchstücke, davon zwei reparierte, aus kretischem Gestein — ein Stierkopf aus Steatit, ein Löwenkopf aus Alabaster — in Mykenai und Delphi ausgegraben worden sind [BSA. XXIV 203 ff. Taf. 13]. Wie diese sind auch zweifellos die metallenen Rhyta echt minoische importierte Stücke. Dass dagegen auch andere Einflüsse bei den figürlichen Trinkgefäßen der Schachtgräber einwirken, beweist der plumpe schwere Hirsch desselben Grabes¹, ein Edelhirsch, während die minoische und die von ihr abhängige festländische Kunst stets Damhirsche darstellen.

Eine ganz neue Bereicherung unseres mykenischen Formenschatzes verdanken wir Val. Staïs: er hat erkannt, dass der berühmte silberne 'Becher mit der Stadtbelagerung' aus dem IV. Grabe tatsächlich ein trichterförmiges Rhyton ist. Seine Reconstruction und Beschreibung sind in diesem Bande (oben S. 45 ff. Taf. 7/8) gegeben². Damit ist uns ein Hauptwerk minoischer Kunst wiedergeschenkt worden. Denn wenn auch die kriegerische Darstellung nahe legen mag, dass das Gefäß auf Bestellung eines mykenischen Fürsten geschaffen worden sei, war der Künstler doch gewiss ein Kreter, einerlei ob in seiner Heimat oder in der Argolis ansässig. Abgesehen von anderen Erwägungen weisen technische Merkmale und die Verwendung des Netz- oder Schuppenmusters als Terrainangabe (vgl. das Fragment eines knossischen Steingefäßes, BSA. VII.44) mit Sicherheit nach Kreta. Dort haben wir freilich bisher noch kein metallenes Trichterrhyton gefunden, dafür aber ausser den sehr zahlreichen thönernen eine grosse Anzahl steinerner Exemplare, z. T. mit figürlichen Reliefs, die man längst schon als Nachbildungen metallener Vorlagen

¹ IV 388; Schliemann 296, Abb. 376; *Arch. Jahrb.* XXXIV 1911, 263. [Val. Müller weist auch hier hethitischen Einfluss nach].

² [Eine vortreffliche Zeichnung des Ganzen von des jüngeren Gilliéron Hand wird im II. Bande von Evans' *Palace of Minos* erscheinen; einige wichtige Fragmente ebenda I 668. 698].

erkannt hat¹. Andererseits fehlt es auch nicht an steinernen kretischen Rhyta auf dem Festlande (z. B. Mykenai Nr. 2669, schräg canelliert, grauer Marmor; Delphi, Perdrizet, Fouilles de Delphes V S. 3, Alabaster). So schliesst Staïs' schöner Fund aufs willkommenste den Kreis unserer Beweisführung.

Dieses Rhyton mit der Stadtbelagerung führt uns zu den Resten eines zweiten silbernen Prachtgefässes mit figürlicher Verzierung, das wiederum im minoisch-mykenischen Kreise allein steht. Es ist das einzige erhaltene metallene Beispiel jener grossen Vorratsgefässe mit drei oder mehr Henkeln, die in spätminoischer Zeit in Thon ungemein gebräuchlich waren (oben S. 148). Unsere Vase darf nach ihren beträchtlichen Abmessungen wohl ein Krater genannt werden. Mit dem Trichter und den erhaltenen silbernen Bechern und Tassen desselben (IV.) Grabes bildete er ein ganzes Service. Erhalten sind der breite, mit Bronze verstärkte Mündungsrand und der Fuss (IV 608), deren Durchmesser (0,40 und 0,19 m) uns erlauben, nach der Analogie thönerner Exemplare die Höhe des Gefässes auf etwa 0,80 m. zu schätzen; zwei profilierte, ebenfalls mit Bronze verstärkte Henkel und vor Allem eine Menge Fragmente der dünnen Wandung, die Reste einer grossen Kampfdarstellung in flachem Relief tragen². Die Trümmer dieser etwa viertelslebensgrossen Kriegerfiguren sind fast das Beste, was wir an figürlichen minoisch-mykenischen Reliefs besitzen; doppelt beklagenswert, dass von einem so hervorragenden Kunstwerk nicht mehr erhalten ist. Ganz besonders eindrucksvoll ist hier, wie auf dem Rhyton, das Hin- und Herwogen des Kampfes auf dem hügeligen Terrain. Aber entsprechend den grösseren Dimensionen des Kraters ist die Durchbildung der einzelnen Figuren viel feiner und vollkommener.

Ebenso wenig wie bei diesem Prunkstück wird man bei der grossen Silberkanne V 629 (Schliemann 362, Abb. 478; Staïs S. 70 f.) die minoische Herkunft bezweifeln wollen.

¹ Vgl. jetzt zu all' diesen Reliefgefässen die vorzügliche Abhandlung von Kurt Müller, Arch. Jahrb. XXX 1915, 242 ff.

² IV 607; Staïs S. 60; zuerst behandelt von W. Reichel, Homer. Waffen 38-40; K. Müller, a. a. O. 317 ff.

Finden sich doch genaue bronzene Gegenstücke, der gleichen Form und derselben Verzierungsart, in Knossos (BSA. IX 122). Charakteristisch ist, unter dem grossen Spiralband der Schulter, der Bogenfries, der den oberen Teil des Leibes vom unteren trennt. Das ganze Ornament wirkt ungewöhnlich monumental und gehört durchaus in den knossischen Kreis, wo wir um die Wende des I. und II. spätminoischen Stiles ganz entsprechende Formen und Ornamente finden. Demnach müssen wir unsere Silberkanne der letzten Bestattung des V. Grabes zuweisen.

Schwieriger steht die Frage bei einer kleinen, glatten Silberkanne mit tellerförmiger Mündung, Stabhenkel und wulstigem Rundstab an der Schulter (IV 511; Schliemann 380, Abb. 353). Die altertümliche Form findet ihre Analogien auf Kreta und Melos, aber das Gefäss selbst kann sehr wohl in der Argolis entstanden sein. Es war nicht das einzige seiner Art. Von einem ähnlichen Silberkännchen stammt ein Henkel (IV 473), von ein paar anders geformten, z. T. sehr dünnwandigen Silberväschchen, haben wir Henkel und schnabelförmige spitze Ausgüsse (IV 475 vergoldet, 881). Hier findet auch eine kleine goldene Schnabelkanne ihren Platz (III 74; Staïs S. 22 f.; Schliemann 239, Abb. 320), die mit einem Spiralnetz in ganz flachem Relief verziert ist und einem Fayencekännchen aus den Temple Repositories (BSA. IX 72) ähnelt. Sie gehört zu einer kleinen Gruppe von goldenen Miniaturgefässen aus dem III. Grabe, die Staïs S. 22 ansprechend den hier bestatteten kleinen Kindern zuweist. Der Vergleich mit den winzigen Fayencevasen der Temple Repositories legt freilich auch die Möglichkeit nahe, dass es sich um Weihgaben handelt. Diese Gruppe umfasst eine grössere und eine winzig kleine Büchse von einfach cylindrischer Form, mit flachem eingefalztem Deckel (III 72. 85; Staïs S. 22.; Schliemann 236. 239, Abb. 318. 321), und zwei ebenfalls winzige zweihenkelige Töpfchen, deren Deckel an einem Drahtbügel in die Höhe gehoben, aber nicht abgenommen werden konnte (III 81. 83; Staïs S. 22; Schliemann 238 ff., Abb. 320. 322). Ein grösseres, dem praktischen Gebrauch dienliches Gefäss derselben Form, mit einem getriebenen Blattkranz an der Schulter, hat Schlie-

mann (238, Abb. 319) demselben Grabe zugeschrieben; doch gehört es eher ins IV. (391; Staïs S. 51). Die ganze Gruppe darf nach den altertümlich unminoischen Formen unbedenklich der einheimischen Toreutik zugetraut werden, die sich hier schon den Anfängen entwachsen und unter kretischem Einfluss ein gutes Stück weit fortgeschritten zeigt.

XII. MYKENISCHE UND MINOISCHE TOREUTIK.

Die Betrachtung der Keramik (oben S. 139 ff.) hat gelehrt, dass die Schachtgräber in eine Zeit des Übergangs und der Gärung fallen: von verschiedenen Seiten dringen fremde Einflüsse ein, die teils nach dem uns bekannten minoischen Kreta, d. h. dem allein erforschten mittleren und östlichen Teil der Insel weisen, teils nach einem oder mehreren Kulturcentren, die jenem aufs engste verwandt, aber doch keineswegs mit ihm identisch sind. Daneben behauptet sich das alteinheimische Handwerk der Argolis und wirkt bis weit über die frühmykenische Zeit hinaus. Ähnlich, ja noch verwickelter liegen die Dinge bei der Toreutik. In den Schachtgräbern stellen wohl nur die Ohrringe und die ihnen verwandten Schmuckstücke reine heimische Tradition dar. Diese ist schon beträchtlich früher durch den prächtigen Goldschmuck aus Arkadien bezeugt, den das Berliner Museum Theodor Wiegand verdankt; vielleicht noch älter ist die ebenfalls arkadische goldene Saucière, die Jahrzehnte lang unbeachtet im Louvre stand¹. Trotz der Armut der vormykenischen Gräber ist damit für die Peloponnes eine der gleichzeitigen troischen ebenbürtige Goldschmiedekunst nachgewiesen. Auch die Grabstelen und Masken, bei unbeholfener Ausführung Zeugen eines völlig unminoischen hohen Sinnes für grosse Plastik, geben keine geringe Vorstellung von dem mykenischen Kunstwillen, schon zur Zeit der ersten starken minoischen Einflüsse. Diese haben denn auch die alteinheimische Kunst wohl überflutet, aber nicht erstickt. Blosser Nachahmungen, wie der Becher mit den Delphinen (oben S. 209) oder die Goldbleche mit der Stierjagd

¹ [de Ridder, Catalogue sommaire des bijoux du Louvre Nr. 1885 Taf. 6; Childe, JHS. XLIV 1924, 163].

(S. 207), sind selten, viel häufiger die Verschmelzung des Einheimischen mit dem Fremden, in wechselndem Maasse und fast bei jedem Stück verschiedener Weise. Das haben uns schon die Grabstelen gelehrt, die Goldsachen bestätigen es. Der Becher mit rennenden Löwen oben S. 211 verbindet heimische Form mit minoisch beeinflusster Darstellung. Das Goldblech mit hängenden Lilien macht aus lebendigen minoischen Blüten ein Geschmeide (S. 207). Die grossen und kleinen Goldscheiben, Knöpfe, Beschläge führen in zahlreichen Beispielen alteinheimische Linearmuster vor, denen gegenüber das Minoische zurücktritt. Dabei ist die Frage, ob diese Arbeiten in der Argolis entstanden sind, noch nicht sicher lösbar. Am interessantesten und aufschlussreichsten aber wirkt die Stilmischung bei den goldenen Kästchenbeschlägen V 808-810 (oben S. 207). Kurt Müller hat einleuchtend dargelegt, dass es sich hier keineswegs um eine sklavisches, minderwertige Nachahmung guter kretischer Vorbilder handelt, sondern um ein bewusstes 'Umempfinden von Bildern frischen Lebens zu Ornamenten'. Die Spiralnetze der kurzen Bleche sind ganz unminoisch,¹ nicht minder, auf den Darstellungen jagender Löwen, die ornamentale Umgestaltung der Hirschgeweihe, Wildziegenhörner und Palmen, vor Allem aber die Verwendung von Blättern und Zweigen als blosse Füllmuster. Hier hat ein altmodischer oder eigenwilliger festländischer Künstler versucht, die fremde, überlegene Kunst dem heimischen Stil einzufügen—freilich mit geringem Erfolge—, während andere neben ihm Arbeitende sich ihr willig unterwarfen, aber weit hinter ihren Vorbildern zurückblieben. Indessen lehrt der Frauenschmuck ebenso wie die Verzierungen der Waffen (S. 177 ff. 193 ff.), dass sich im rein Ornamentalen die alte festländische Überlieferung ebenbürtig neben dem Minoischen behauptet, ihm sogar an einheitlich geschlossener Klarheit überlegen bleibt. Das Herrentum der frühmykenischen Fürsten äussert sich darin, wie in der Wahl der Gegenstände—Jagd und Krieg—, die sie minoischen Künstlern auf-

¹ [Bei verwandten kretischen Denkmälern wie dem Prunkbeil von Mallia ist wohl Einfluss der Kykladen anzunehmen; waren doch auch die marmornen Inselidole auf Kreta beliebt].

zwangen. Hierfür sind die beiden figürlich verzierten Silbervasen überzeugende Beispiele. Dabei verschlägt es für die künstlerische Wertung wenig, ob diese Meisterstücke auf Kreta selbst oder von Kretern auf dem Festlande hergestellt sind.

Beste, unverfälschte minoische Kunst scheinen zunächst die beiden Goldringe III 240.241 darzustellen (Schliemann 258 f., Abb. 333-335; Staïs S. 34 f.; Geisl. Kat. S. 24; Furtwängler, Gemmen I Taf. 2,3.8). Grossartiger Aufbau ist der grösste Vorzug der Kampfszene. Der Fürst, der seinem zusammenknickenden Gegner mit dem Dolche den Todesstoss gibt, der Todwunde am Boden hinter ihm, am anderen Ende der fruchtlos hinter seinem gewaltigen Schilde vorstossende Lanzenträger: die ganze Gruppe würde einem hellenischen Giebel alle Ehre machen. Vielleicht könnte man einwenden, dass sich die Composition nicht ganz glücklich in das Oval des Ringschildes einfügt. — Weniger gelungen ist die Jagdszene des zweiten Ringes. Wohl ist der rasende Galopp des Pferdepaares glänzend wiedergegeben, aber sowohl der Hirsch über ihm wie die Jäger auf dem sehr primitiv dargestellten Wagen wirken etwas unbeholfen. Man glaubt noch einen letzten Rest der Disharmonie zu fühlen, die an den Grabstelen und den Goldblechen des Holzkästchens so krass hervortritt. Dagegen sind die drei rechteckigen Goldschieber desselben Grabes (III 33-35; Schliemann 202, Abb. 253-255; Staïs S. 19; Geisl. Kat. S. 25; Furtwängler, a. a. O. Taf. 2,1.3) im Stil viel einheitlicher. Das Kriegerpaar, der Held im Löwenkampf und vor Allem der herrliche verwundete Löwe sind unübertroffene Meisterwerke minoischer Glyptik. Höchstens könnte die Wahl der Gegenstände unkretisch anmuten. Sonst ist festländischer Einfluss nirgends zu entdecken.

Dasselbe gilt für die technisch und künstlerisch höchststehende Gruppe von Denkmälern aus den Schachtgräbern, die Schwerter und Dolche mit figürlichen Schmuck der Klingen. Da sind zunächst die beiden langen Schwertklingen des ersten Typus (IV 417. V 748, oben S. 196), deren eine laufende Greifen, die andere rennende Pferde in ganz flachem Relief trägt. Diese Reliefs sind offenbar schon in der Gussform vorgearbeitet und dann wohl noch auf der Klinge

ein wenig mit dem Grabstichel nachgraviert worden: am besten kann man das bei den Pferden beobachten, während die Greifenklinge zu stark abgefressen ist. Die Tiere füllen beide Seiten der Klinge in zwei Reihen, ihre Beine sind der Mittelrippe zugewandt. Sie laufen vom Hefte aus nach der Spitze und werden dabei, dem verfügbaren Raume entsprechend, immer kleiner, zuletzt ganz winzig, ohne deshalb an der lebendigen Wirkung ihrer raschen Bewegung einzubüssen. Da wo das Heft bogenförmig sich über die Klinge legt, sind bei V 748 nur die Vorderteile der Pferde angegeben, die in dieser Umrahmung sehr hübsch wirken und den Eindruck erwecken, als käme ein endloser Zug solcher Renner aus dem Griffe hervor. Die Greifen sind, wie alle kretisch-mykenischen, etwas schematisch gebildet: niemals wird in dieser Kunst das unmittelbar überzeugende Leben mancher Darstellungen des V. Jahrh., aber auch nicht die monumentale, heraldische Strenge der protokorinthisch-ionischen Greifen erreicht. Dagegen zeigen die Pferde eine packende Naturnähe. In rasendem Laufe stürmen sie dahin, die Mähnen fliegen im Winde. Es sind ungebändigte wilde Rosse, keineswegs Wildesel, wie man wohl gemeint hat, weil man sie mit den gepflegten, etwas steifen Pferden jüngermykenischer Fresken verglich. Ein Blick auf den Goldring IV 240 zeigt uns die gleiche Rasse, die leichte Krümmung des Profils bei den Tieren des Schwertes darf uns nicht irre führen. Künstlerisch sind sie den etwas unnatürlich aufgebäumten des Ringes weit überlegen, und der gestreckte Lauf mit dem leicht gesenkten Kopfe¹ ist dem sich allmählig verengenden Raume der Klinge vortrefflich angepasst. Dieses Schwert darf zu den gelungensten Kunstwerken des minoisch-mykenischen Kreises zählen.

Dieselben Greifen wie auf IV 417 kehren auf einer auffallend breiten und grossen Dolchklinge wieder (V 747; Geislinger Katalog Nr. 89). Wir würden sie ein Schwert nennen, wenn nicht ihre Form und das Fehlen der Mittelrippe von beiden Schwerttypen abweiche. Aber die gewöhnliche Gestalt der Dolche hat sie auch nicht, denn die Klinge ist auf beiden Seiten nach den Schneiden hin so abgeschrägt, dass in der

¹ [Dazu Evans, Palace of Minos I 711].

Mitte eine breite Fläche bleibt; diese trägt in flachstem Relief auf beiden Seiten je vier Greifen. Diese eigenartige Gestaltung, die in unseren Gräbern sonst nur noch an dem kleinen, unverzierten Dolche V 749 (oben S. 195) begegnet, ist wohl eine einfachere Spielart der Klingen mit eingelegten Schmuckplatten, welche die kostbarsten Waffen des gesamten Altertums bilden.

Wir besitzen ihrer fünf, zwei aus dem IV., drei aus dem V. Schachtgrabe, lauter Dolche mittelgrossen oder kleineren Formats. Die Klingen sind alle arg zerfressen und unvollständig, die jederseits in sie eingebetteten Schmuckplatten mit einer Ausnahme sehr gut erhalten.

Bei V 744 (Staïs S. 55 f.; Perrot-Chipiez VI Taf. 17, 2) bestehen diese Platten aus Gold. Sie tragen ein reiches Spiralmuster, dem des Dolches IV 396 sehr ähnlich, aber nicht in Relief hergestellt, sondern mit tiefen, sicheren Linien ins Gold eingegraben. Diese Linien sind dann mit Niello gefüllt, der schwefelgeschwärzten Metall-Legierung, die in den Schachtgräbern nur an unseren Klingen und dem Becher IV 390 (oben S. 212 f.) erscheint¹. Die Augen der grossen Spiralen am oberen Ende der Klinge sind mit Punktrosetten gefüllt. Aber da das Spiralmuster bis zur Spitze dreireihig bleibt, müssen die Rosetten auf dem schmälere Teile der Platten kleinen Kreisen oder Punkten weichen, bis endlich ein ganz feines Geflecht von Linien, ohne besonders bezeichnete Augen, die Spitzen füllt. Das ganze Muster ist auf diese Weise vor jedem Schematismus bewahrt, der Eindruck abwechslungsreicher Lebendigkeit wird noch vermehrt durch ganz kleine Unregelmässigkeiten im Einzelnen. So ist diese Klinge an erlesenem decorativem Geschmack vielleicht das Meisterwerk der ganzen Gruppe; sie stellt sich den schönsten Leistungen von Damaskus oder Toledo würdig zur Seite.

Eine ganz andere Richtung verfolgen die vier übrigen Dolche, sowohl in der Technik wie in den Darstellungen. Die

¹ [Zur Composition des Niello vgl. Marc Rosenberg, Niello² 1924, 1 ff. (vorzügliche Abb. der Dolche S. 27-31); G. Möller, Metallkunst d. a. Ägypter 27. Etwas jünger ist die Silbertasse mit bärtigen Köpfen aus Mykenai, Staïs² S. 87 f. Nr. 2489; 'Ep. ἀρχ. 1888, Taf. 8; Bossert, Altkreta² Abb. 282 ff.].

in die Klinge eingelassenen Schmuckplatten bestehen nicht aus Gold, sondern aus einer dunklen Metalllegierung, die zum Glück viel weniger oxydiert als Bronze und daher sehr gut erhalten ist. Ihre Zusammensetzung kennen wir nicht; nach ihrer Härte und den Rostspuren auf ihrer Oberfläche dürfte sie wohl einen starken Zusatz von Eisen enthalten. Dies wäre dann das erste Auftreten des Eisens im minoisch-mykenischen Kreise. Es überrascht uns nicht, da wir ja aus den auf die Schatzgräber unmittelbar folgenden ältesten Kuppelgräbern eiserne Ringe kennen (K. Müller, A.M. XXXIV 1909, 275)¹.

In diese Platten wurden nun die Figuren in Gold, oder vielmehr in Elektron verschiedener Legierung eingelegt. Je nach dem grösseren oder geringeren Zusatz von Silber oder Kupfer hat der Goldschmied helle, fast silberweisse, rötliche, licht- oder goldgelbe Töne erzielt, die sich vom dunklen Grunde der Platten wie eine Art von Metallmalerei abhoben. Und dieser Reichtum der Farben war durch die Darstellungen geboten, die im Gegensatz zu der Spiralklinge freibewegte Bilder von erstaunlicher Naturwahrheit sind.

Zunächst die Lilienklinge (V 764; Staïs S. 66; Perrot-Chipiez Taf. 19, 5). Sie ist nur zur Hälfte erhalten, doch können wir das bei ihr am ehesten verschmerzen, weil der verlorene untere Teil gewiss ebenso wie der obere mit Lilienblüten verziert war, die in abwechselnder Richtung schräg gestellt—als wiegten sie sich auf ihren feinen Stielen—in einer gefälligen Wellenlinie sich über die Klinge hinziehen. Kelch und Staubbeutel sind golden, Stiel und Staubfäden silberhell. Bei diesem Dolche allein sind auch Heft und Griff erhalten, aus dünnem Goldblech, das einst einen hölzernen Kern verkleidete (oben S. 196). Die darauf getriebenen Lilien stehen in ihrer Ausführung wie in der etwas wirren, allzu dichten Verteilung tief unter den reizenden Blüten der Klinge—eine Discrepanz, die sich wohl nur durch die Annahme erklären lässt, dass der

¹ Im mykenischen Kreise wird das Eisen erst ganz spät zu Gebrauchsgerät, vorher nur selten und vereinzelt zu Schmucksachen, eben Ringen verwendet. Das bestätigen unsere Dolche, bei denen Eisen, wenn überhaupt, nur in den Schmuckplatten vorkommt.

ursprüngliche Griff zerbrach und durch einen neuen, geringeren ersetzt wurde. Der Knauf fehlt ganz.

Die dritte Klinge des V. Grabes, der sog. Entendolch (Nr. 765; Staïs S. 67; Perrot-Chipiez Taf. 17, 1), ist die reichste dieser ganzen Gruppe und auch technisch die kunstvollste. Die einzelnen Teile der beiden Bilder wurden aus verschiedenfarbigem Elektronblech ausgeschnitten und in gerauhte Leeren auf den Schmuckplatten kalt eingelämmert, alle Einzelheiten sorgsam graviert, einige von ihnen und der ganze Grund mit Niello gefüllt. So hob sich die Darstellung leuchtend von dem schwarzen Grunde ab, das Ganze war einem Emailbild vergleichbar. Auf beiden Seiten durchströmt ein Bach in breiten Windungen die Fläche der Platte. Fische beleben ihn, an seinen Ufern wachsen Papyrusbüsche, die frei im Winde bewegt, ausserordentlich lebenswahr dargestellt sind. In dieser Landschaft machen je zwei Leoparden auf Wildenten Jagd: auf der einen Seite springt der grössere (am oberen Ende der Platte) gerade auf seine aufflatternde Beute los, während unter ihm eine zweite Ente in gestrecktem Fluge über den Bach entkommt. Dem kleineren Leoparden ist der Angriff misslungen, die Ente ist schon über den Bach gelangt, er setzt ihr nach. Auf der anderen Seite hält das grössere Raubtier den Vogel schon am blutenden Halse gepackt, das kleinere treibt, von der Spitze der Platte kommend, zwei Enten vor sich her.

Man muss diese beiden scheinbar gleichartigen Bilder aufmerksam betrachten, um die verblüffende Virtuosität zu erkennen, mit der das Thema abgewandelt ist. Zunächst die Abwechselung im Laufe des Baches, in Grösse und Gruppierung der Papyrusbüsche, in der Verteilung der Fische — man beachte vor allem den von oben gesehenen Fisch mit der schlängelnden Bewegung des langsam schwimmenden Leibes, die wunderbar der Natur abgesehen ist. Dann die feine Abstufung der Bewegung bei den Leoparden, die in allen Stadien des Angriffs dargestellt sind, den charakteristischen Flug der Enten und den Gegensatz zwischen ihrem unbeholfenen Flattern und den elastischen Sätzen der Raubtiere, zwischen der Gier der Jäger und der ratlosen Angst des Wildes. End-

lich aber die Geschicklichkeit, mit der, ohne jede Perspective, durch das Überschneiden von Bach, Pflanzen, Tieren Tiefenausdehnung angedeutet wird, sodass man ohne weiteres erkennt, wie sich die Handlung auf beiden Seiten des Baches abspielt. Und mit bewundernswertem Geschick hat es der Künstler auch verstanden, den engen, schwer zu füllenden Rahmen, den ihm die lange, schmale Schmuckplatte bot, aufs Glücklichste auszunützen. Besonders die Lösung des schwierigen Problems, das die Spitzen ihm auferlegten, verdient hohes Lob: auf der einen Seite flattert hier eine Ente ins Weite, ihr vorgestreckter Hals passt vortrefflich in den durch den Bach noch verengten Raum; auf der anderen Seite kommt aus der Ecke hier der kleinere Leopard hervorgehlichen.

Die Klinge mit rennenden Löwen¹ entspricht in ihrem decorativen Princip und der Anordnung der drei Tiere auf jeder Seite durchaus dem Greifendolch. Nur die Technik und die künstlerische Wirkung sind raffinierter und reicher. Die Schmuckplatten tragen, wie bei jenem Dolch und den ähnlich verzierten beiden Schwertern, die Löwen in ganz flachem Relief; aber diese sind dann mit Goldblech plattiert, die Einzelheiten fein nachgraviert. Ausserdem ist der Grund durch wolkenartige Gebilde belebt, die aus unregelmässigen, in die Platte eingelegten Blechstreifen helleren und dunkleren Elektroten bestehen. Sie erinnern in Form und Technik so sehr an ostasiatische Metallincrustationen, dass A. Reichel (Memnon I 54 ff.; vgl. Österr. Jahresh. XI 1908, 249 ff.) geradezu einen Zusammenhang zwischen Beiden herzustellen versucht hat — gewiss mit Unrecht. Diese 'Staubwolken' entsprechen natürlich den verwandten Gebilden, die auf Fresken und Vasen das Terrain darstellen². Die Löwen sind weniger streng stilisiert (vgl. Arch. Jahrb. XXVI 1911, 257).

¹ IV 395; Stais S. 48; Perrot-Chipiez Taf. 19, 6; [Evans, Palace of Minos I 715; M. Rosenberg, Niello² 1924, 30, Abb. 16, 17].

² Z. B. die Fresken von Hagia Triada, Mon. ant. d. Lincei XIII Tf. 8 f. [vollständiger bei Bossert, Altkreta² Abb. 65 ff.], die Polypenvasen des Königsgrabes von Isopata, Evans, Prehist. Tombs Taf. 100, die Vase mit den Gänsen von Argos, Vollgraff, BCH. XXVIII 1904, 377; Nicole, Cat. d. vases d'Athènes Taf. 1.

Ganz anders der Jagddolch des IV. Grabes (394; Staïs S. 47f.; Perrot-Chipiez Taf. 18). In der Technik gleicht er dem Liliendolch, nur sind Einzelheiten — Augen und Ohren der Löwen, Haar der Männer, Flecken des einen Schildes — mit Niello eingelegt. Auf der einen Seite hat ein grosser Löwe eine Gazelle gepackt und beisst sie in den Hals. Die gewalt-sam verrenkte Bewegung des Wildes, sein zur Seite gebogener Hals und seine heftig im Todeskampfe ausschlagenden Hinterläufe bilden einen sehr wirksamen Gegensatz zu der ruhigen Wucht des übermächtigen Raubtiers. Vier andere Gazellen rennen davon, sie füllen in meisterhafter, scheinbar ungesuchter Weise den schmaler werdenden Raum. Die letzte hat das Hinterteil hoch gehoben, die nächste hebt dafür den Kopf, der in einer besonders gelungenen Drehung von hinten gesehen ist. Von dem vordersten Paare gewinnt die zweite etwas an Höhe, indem sie im Laufe den Kopf zurückbiegt, während die erste mit gerade vorgestrecktem Halse ins Weite rast. Und weil diese beiden schon in der Ferne gedacht sind, wirken auch ihre durch den Raum gebotenen kleineren Dimensionen ganz natürlich. Das sind alles Feinheiten, die nur eine hoch entwickelte Kunst nach langer Vorbereitung ersinnt und anwendet.

Auf der anderen Seite des Dolches sind die Löwen selbst das Wild. Zwei kleinere rennen davon, genau wie das erste Gazellenpaar dem Ende der Platte angepasst. Der dritte, ein mächtiges Tier, hat sich gestellt und einen seiner Verfolger zu Boden geworfen. Entseelt liegt er unter dem Löwen, dem er seine lange Lanze durch den Rachen in den Leib gestossen hat, dass die Spitze an den Lenden herausragt. Aber trotz diesem Todesstoss ist der Löwe noch ein gefährlicher Gegner für die vier Männer, die ihrem Gefährten zu Hilfe kommen. Diese Gruppe gehört zum Besten, was die minoisch-mykenische Kunst geschaffen hat. Wie sich da die Beine des Gefallenen von seinem fallenden Schilde abheben, der nächste Mann wie ein Turm mit seinem Schilde sich und die Genossen deckt, während hinter dieser Schutzwehr die Anderen herankommen, alle drei Speerträger in ähnlicher Haltung, aber jeder ein wenig von den Anderen verschieden; wie jede ihrer

Bewegungen fein motiviert ist durch den verschiedenen Augenblick des Speerschleuderns oder -stossens; wie endlich die Abwechselung noch erhöht wird durch den eingeschobenen Bogenschützen: das sind meisterhafte Züge, die jedem grossen Künstler Ehre machen würden. Und sie zeigen die unmittelbare Frische der Beobachtung, welche den minoischen Künstlern eigentümlich ist, die wie in raschen Momentaufnahmen zu sehen und zu schildern wissen. Keine bisher veröffentlichte Abbildung wird diesen kleinen Meisterwerken der Schwertfegerkunst wirklich gerecht, weder ihrer Frische noch ihrer Feinheit.

Sind diese Dolchklingen echt minoische Werke, aus Kreta importiert, oder sind sie von Kretern in Mykenai, im Auftrag und unter dem Einfluss mykenischer Herren, geschaffen? Denn dass sie nicht von den Einheimischen stammen können, welche die Goldbleche des sechseckigen Holzkästchens anfertigten (s. oben S 207), bedarf keiner näheren Begründung. Für Import spricht zunächst eine technische Einzelheit, die Minderwertigkeit des Griffes beim Liliendolch, die nur durch Annahme einer Reparatur befriedigend erklärt wird; und zwar an einem Orte, wo die Toreutik auf einer sehr viel niedrigeren Stufe stand als in der Heimat der Klingen. Dazu kommt dann noch die Wahl der Gegenstände, vor allem des Baches mit den Papyrusbüschen und der Gazellen. Wir sehen an den Fresken der Paläste, dass die im XV.-XIV. Jahrhundert in der Argolis ansässigen Maler sich der Vorliebe ihrer Herren für Jagd und Krieg fügten, während die auf Kreta so überaus beliebten Landschaften, Seestücke, Cultscenen fast völlig fehlen. Dagegen könnte der Entendolch gerade so gut einem Fürsten von Knossos gehört haben, und ein Fresco von Hagia Triada (Mon. ant. d. Lincei XIII Taf. 8) bietet zu den jagen- den Leoparden die beste Analogie. So schiene Alles dafür zu sprechen, dass unsere Klingen auf Kreta selbst gemacht worden sind. Dass Papyrus, Leoparden und Gazellen ebenso nach Aegypten weisen wie die Metallincrustation und die Verwendung des Niello, ist klar. Hervorragende gleichzeitige Gegenstücke liefern Beil und Dolch des Königs Kamosis (XVIII. Dynastie), die auf den schönen Farbentafeln von Bissings

(Thebanischer Grabfund Taf. 1; vgl. Evans, Palace of Minos I 715) würdig publiciert sind. Ja, es lässt sich sogar in den Insecten des Dolches minoischer Einfluss rückwirkend erkennen. Die ungeheure künstlerische Überlegenheit der mykenischen Toreuten über ihre technischen Lehrmeister in Aegypten leuchtet sofort ein.

Indessen bietet die Annahme kretischer Herkunft für unsere Dolche doch Schwierigkeiten. Sie bilden eine geschlossene Gruppe, der man nur festländische Fundstücke anreihen kann, abgesehen von einer zerbrochenen, angeblich aus Thera stammenden Klinge mit einer Reihe von Beilen (Perrot-Chipiez VI 974). Eine gut erhaltene und eine zerbrochene aus dem Grabe von Vaphio (Εφ. ἀρχ. 1889, Taf. 7, 1. 2) tragen nur Zweig- und Wellenmuster; ein paar Fragmente gleicher Herkunft weisen durch die fliegenden Fische wiederum nach Kreta¹, die geringen erhaltenen Reste einer figurenreichen Scene lassen uns den Verlust des Übrigen doppelt beklagen. Endlich hat auch Kakovatos ein paar winzige Bruchstücke geliefert (Kurt Müller, AM. XXXIV 1909, 274)².

Dass sich auf Kreta bisher gar nichts ähnliches gefunden hat, ist immerhin merkwürdig, lässt sich aber vielleicht aus der Tatsache erklären, dass dort leider noch kein einziges unberaubtes fürstliches Grab entdeckt worden ist. Offenbar hat die Vorliebe für diese Prunkwaffen nicht lange gedauert, da alle erhaltenen Exemplare aus der ersten spätminoischen Periode, höchstens noch aus dem Anfang der zweiten stammen.

Wie immer weitere Funde und Forschungen die Frage nach der Herkunft der eingelegten Klingen und verwandter Werke lösen mögen: die Selbständigkeit des Festlandes gegenüber der überlegenen minoischen Kunst tritt schon heute klar hervor. Politische Momente dürften dabei eine gewich-

¹ Temple Repositories, BSA. IX 69f. Fresco von Phylakopi, Excav. at Phyl. Taf. 3.

² [Dazu jetzt zwei Klingen vom Heraion bei Argos, Blegen, AJA. 1925, 425f., und für die Technik die prachtvolle Schale aus Gold und Silber, die Persson und Bertos 1926 bei Midea gefunden haben; über sie vorläufig W. H. Schuchhardt, Gnomon II 1926, 620; Persson, Art and Archaeology XXI-XXII 1926, 235 f.].

tige Rolle spielen. Denn durch blossen Handelsverkehr lassen sich die Schätze unserer Gräfte nicht erklären. Kreta konnte Aegypten zum Entgelt für kostbare Kunstwerke Oel und Purpur bieten. Die mykenischen Fürsten beherrschten wenig fruchtbare Gebiete, deren Erzeugnisse für Kreta geringen Reiz besaßen. Wenn jene kriegs- und jagdfrohen Herren so wunderbare Dinge haben wollten, wie sie ihre Gräfte in reicher Fülle bergen, mussten sie auf Beute ausgehen, sei es an Schätzen oder kunstfertigen Gefangenen. Und jeder solche kretische Sklave konnte am Hofe seines neuen Herrn binnen weniger Jahre zur Verbreitung der minoischen Kunst gewaltig beitragen. So erklärt sich ungezwungen sowohl der vielfältige Befund der Schachtgräber wie die Tatsache, dass die festländische Kunst so gar nicht auf die kretische des XVI.-XV. Jahrhunderts zurückgewirkt hat. Vollere Klarheit können freilich erst weitere Ausgrabungen, vor Allem im westlichen Kreta, bringen.

NACHWORT.

Die vorstehende Arbeit ist in gewisser Weise Ergebnis und Opfer des Krieges. Im Sommer 1914 hatte ich eine langgeplante vollständige Publication der Schachtgräber und ihres Inhalts im Rohbau fertiggestellt, während der Jahre 1915-16 die dazu nötigen photographischen Aufnahmen mit Hilfe des leider seither verstorbenen R. Rohrer hergestellt, während P. Sursos Pläne und Schnitte zeichnete. Von der Heimat abgeschnitten, der Beiträge für die Athenischen Mitteilungen beraubt, versuchte ich durch eine Zusammenfassung jener weit umfangreicheren Publication den mageren Jahrgang 1915 auszufüllen. Als wir vom Admiral Dartige du Fournet im November 1916 aus Athen vertrieben wurden, waren die Bogen 8-12 gesetzt, zum Teil schon abgezogen, der Rest im Manuscript abgeschlossen. Dass Alles durch die stürmischen Jahre 1917-1921 erhalten blieb, wird Niemanden wundern, der das Pflichtbewusstsein and die Treue der Herren Meissner und Kargaduris, der Inhaber der Buchdruckerei 'Εστία kennt. Diesen lang erprobten Freunden von Herzen zu danken ist mir eine liebe Pflicht.

Als ich im Herbst 1921 nach Griechenland zurückkehren konnte, hatten die Ausgrabungen der Englischen Schule unter A. J. B. Wace's vorzüglicher Leitung die Chronologie von Mykenai auf eine neue Grundlage gestellt, wenigstens soweit Plattenring, Löwentor und Kuppelgräber in Frage kamen, die nunmehr frühestens in die Wende des XV. und XIV. Jahrhunderts herabgerückt werden. Obwohl mir damals Wace aufs Freundschaftlichste seine Ergebnisse an Ort und Stelle mitteilte, schien es geboten, vor dem Abschluss meiner Arbeit die englische Publikation abzuwarten. Diese ist zwar zum grösseren Teil inzwischen erfolgt (BSA. XXIV 1919-1921, 185 ff. XXV 1921-1923), aber infolge des Abbruches der Grabungen leider nicht vollendet worden. Indessen glaube ich mich, auf Grund unserer alten und neuen Forschungen in Tiryns, Wace in allem Wesentlichen anschliessen zu dürfen, obwohl Sir Arthur Evans seine gewichtige Stimme dagegen erhoben hat (JHS. XLV 1925, 45.47. 263 ff., dazu Wace ebda. XLVI 1926, 110 ff. und Droop, Liverpool Annals XIII 1926, 43 ff.). Demnach sind vor Allem meine Ausführungen auf S. 115 ff. zu berichtigen und zu ergänzen. Abgesehen von den grundlegenden chronologischen Fragen konnte ich bei der Niederschrift von dem siebenten Schachtgrabe nichts wissen, das ausserhalb des Plattenringes liegt und vielleicht bei dessen Anlage ausgeräumt wurde; aus ihm könnten die aufgehäuften Gebeine im VI. Grabe stammen (S. 132. 134).

Überhaupt ist unsere Kenntnis der neolithischen und früh-bronzezeitlichen Kulturen der Peloponnes im Laufe des letzten Jahrzehnts so wesentlich erweitert worden, dass eine Reihe von Einzelfragen heute in anderem Lichte erscheinen¹. Nur Weniges aus der überaus wichtigen neueren Literatur habe ich noch in den Druckbogen, durch eckige Klammern

¹ S. 124. 155: die englischen Ausgrabungen haben früh- und mittel-helladische Reste in Mykenai aufgedeckt. S. 116: dass Gräber in der Siedlung angelegt werden konnten, beweist ihr Vorkommen in Asine, kurze Zeit vor den Schachtgräbern. S. 126: der Durchschnitt auf unserer Tafel XVI 3 ist nach Wace zu berichtigen (BSA. XXV 103 ff.). S. 131: die Fresken des mykenischen Palastes sind erheblich später zu datieren, als ich es getan habe, und ob sie von Kretern stammen, wird eben dadurch höchst

bezeichnet, nachtragen können. Vieles wird der kundige Leser vermissen.

Vor Allem aber wird Auswahl und Beschränkung der Abbildungen mit Recht Befremden erregen. Ich hatte nur wenige Tafeln, aber zahlreiche Textabbildungen vorgesehen. Während der Inflationszeit schien es recht unwahrscheinlich, dass meine grosse Publication der Schachtgräber jemals gedruckt werden könnte; so wurden einige von Gilliérons schönsten Zeichnungen als Tafeln diesem Aufsatz beigegeben¹ und sein Erscheinen erneut verzögert. Auf Textbilder verzichtete ich, als vor kurzem jene Publication gesichert erschien. Ich schicke ihr diese Arbeit voraus, ihrer Ungleichheiten und Mängel nur allzu sehr bewusst, um die mich längst beschämende Lücke der Athenischen Mitteilungen endlich zu schliessen. Tiefschmerzlich ist es mir, sie nicht mehr in die Hände des Freundes legen zu dürfen, ohne dessen nie versagende Hilfe sie kaum entstanden wäre, dessen Treue in schwierigsten, gefährlichsten Zeiten nie gewankt hat: VALERIOS STAÏS.

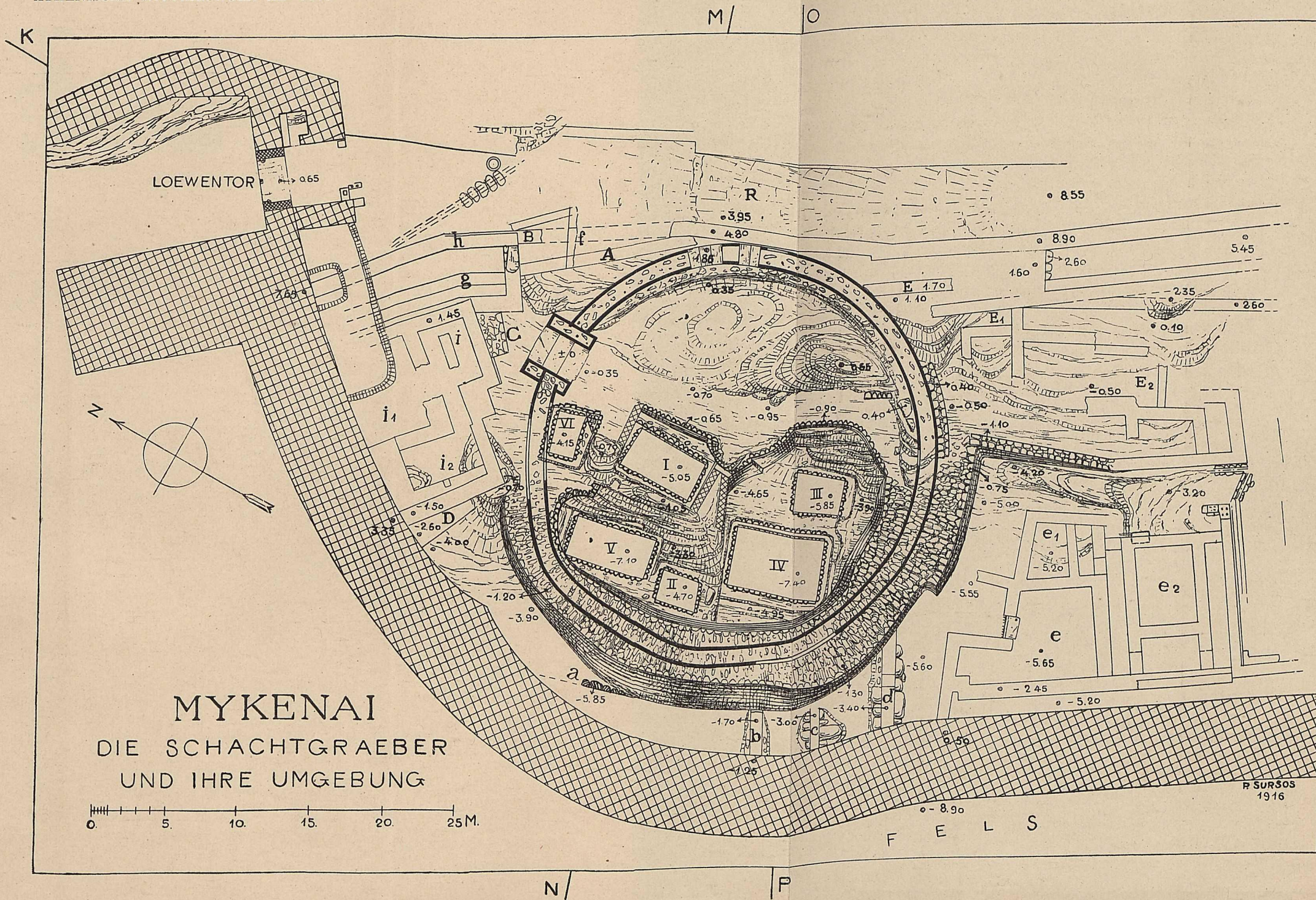
Athen, März 1927.

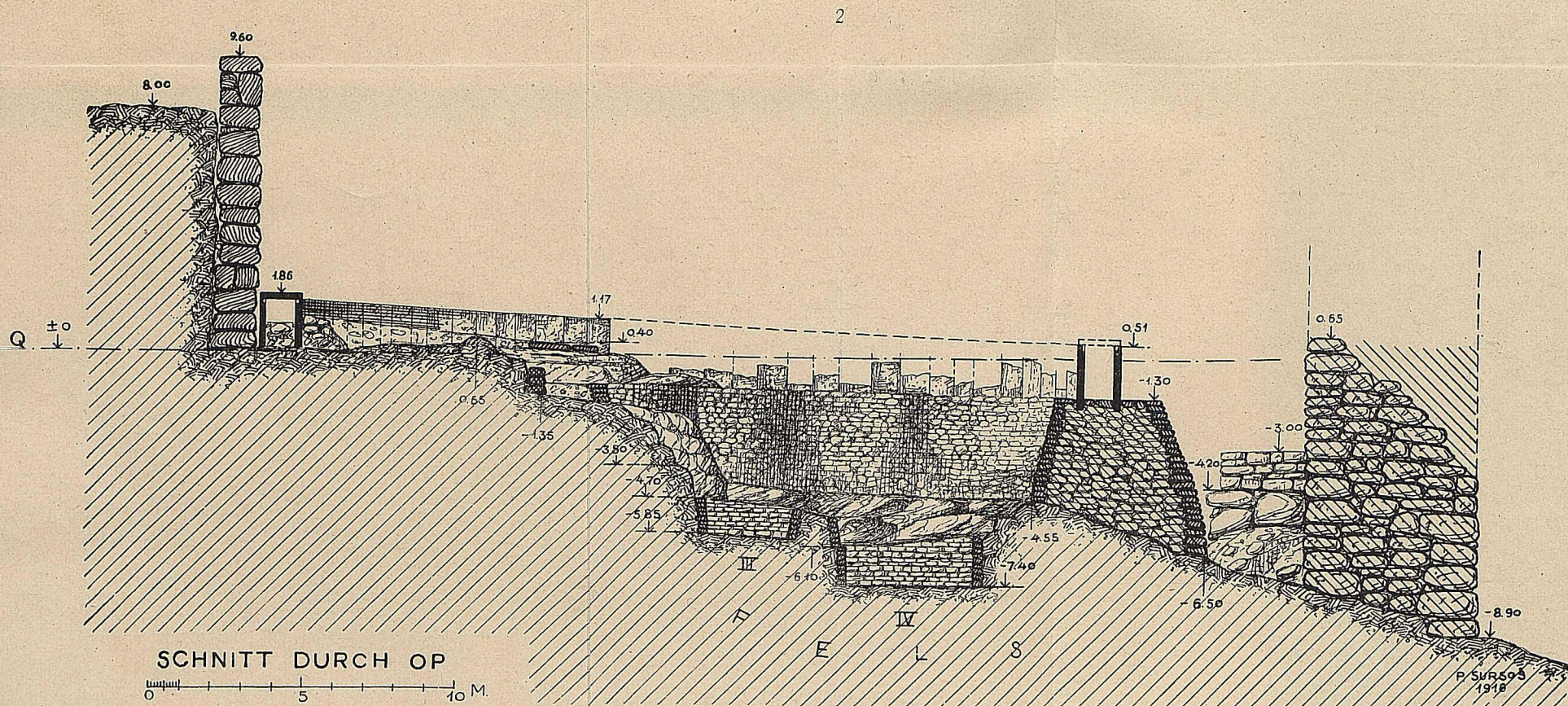
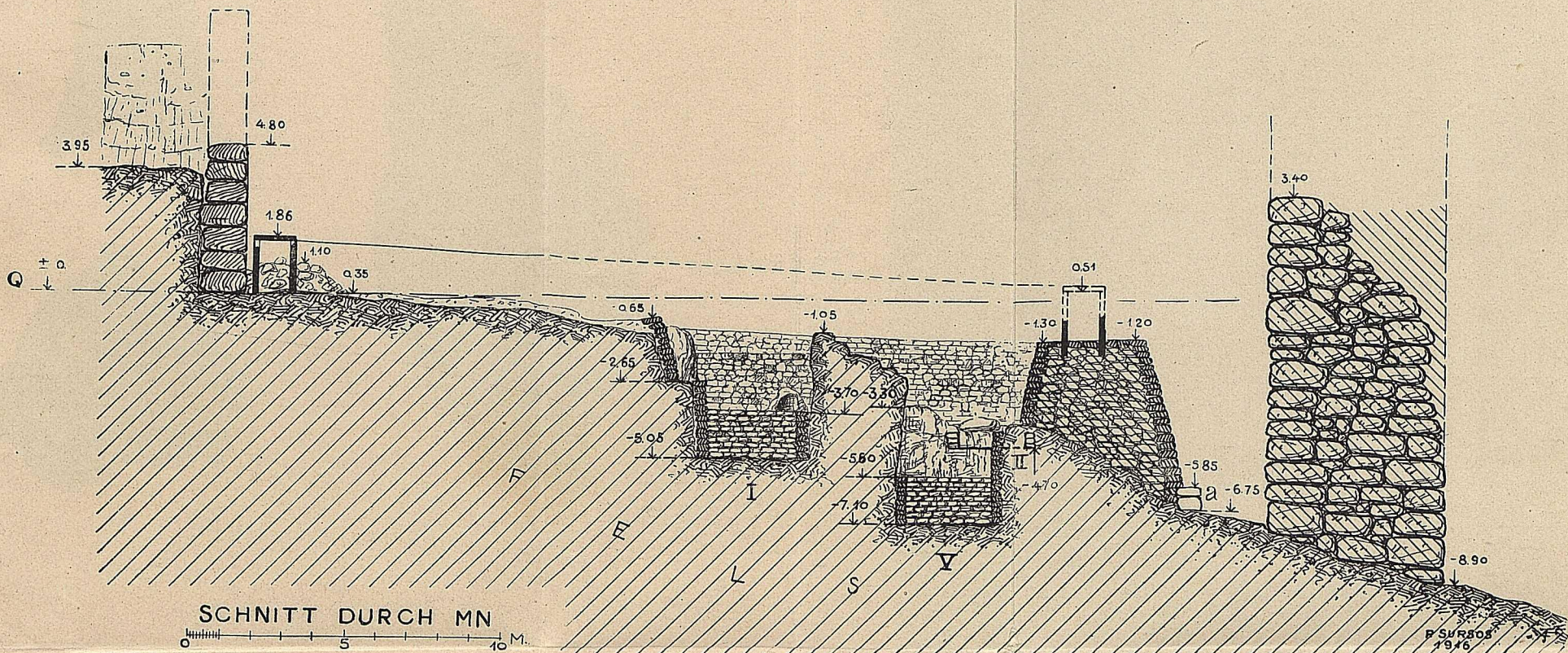
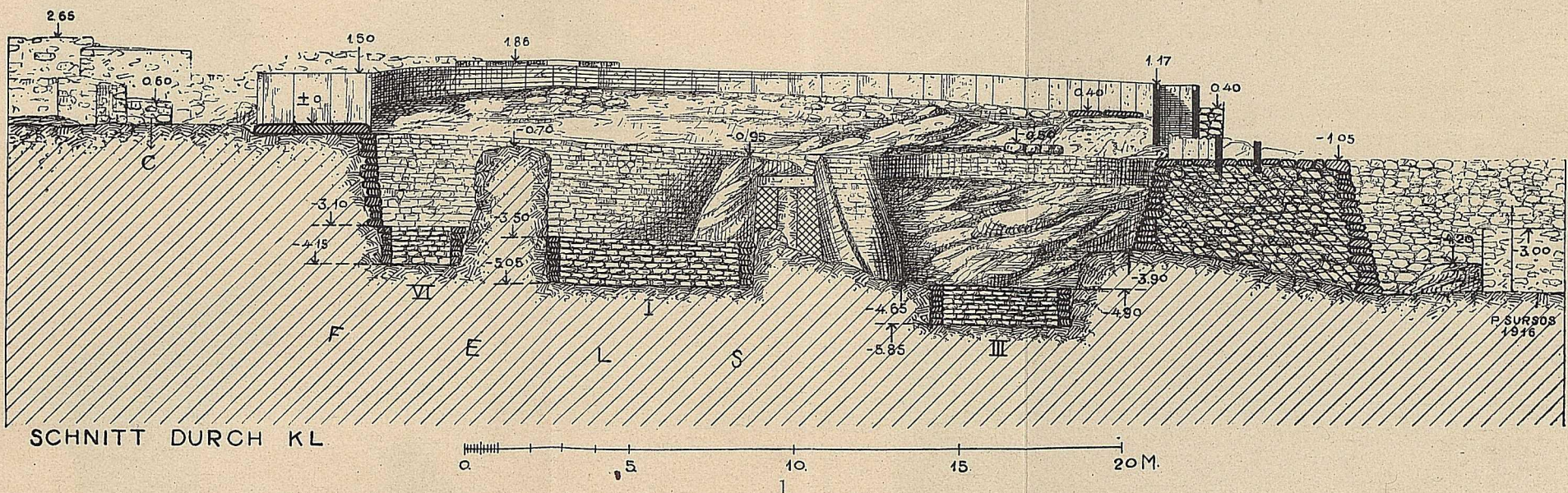
Georg Karo

Geschlossen 21. März 1927

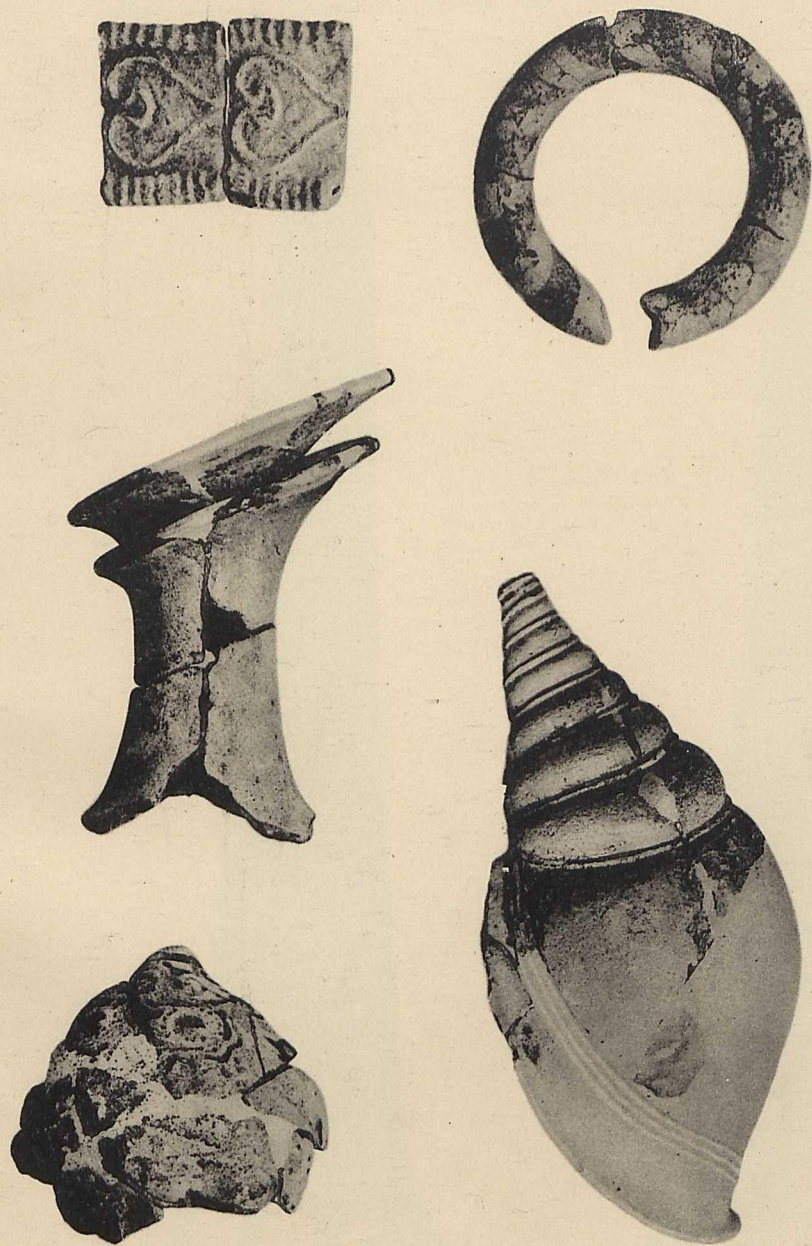
zweifelhaft. S.138: ich gebe jetzt Staïs' Sarg-Theorie auf. S.141: in Koraku ergeben Blegens Ausgrabungen ein anderes Bild der keramischen Entwicklung (Blegen, Korakou 1921, 15ff. 120ff.); die S. 146 angenommene Lücke scheint sich zu schliessen. S.151: auf Ägina und—bisher sehr spärlich—in Asine ist echte Kamaresware nachgewiesen. S.188ff.: statt Tintenfisch wäre richtiger Oktopus zu schreiben. S.191, A. 3: in Tiryns ist eine thönerne Nachbildung eines Inselidols gefunden worden.

¹ Dabei hat sich ein Versehen in der Beschriftung eingeschlichen: das S. 165 besprochene Fayencekännchen ist auf Taf. XX 1 abgebildet.

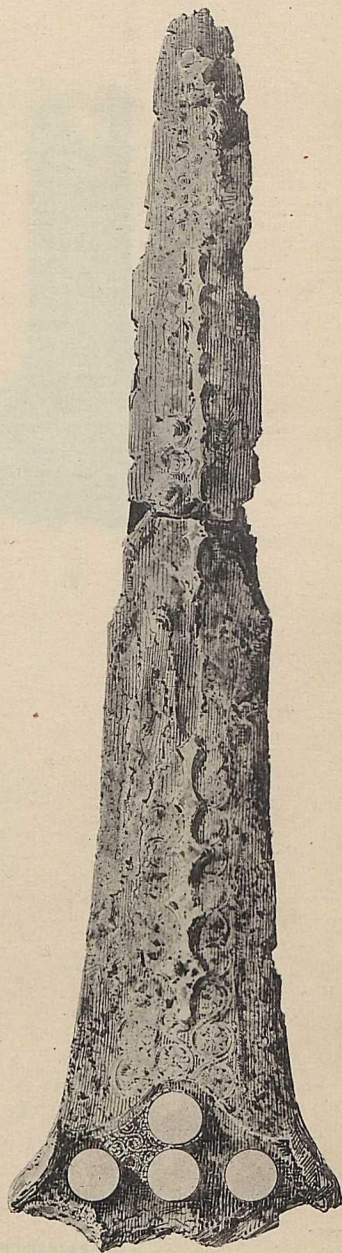




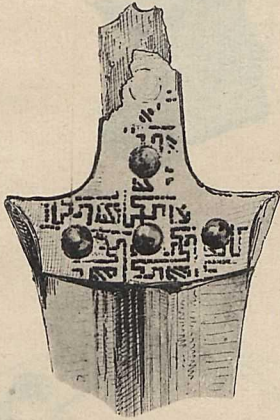
SCHNITTE DURCH DAS GEBIET DER SCHACHTGRÄBER VON MYKENAI



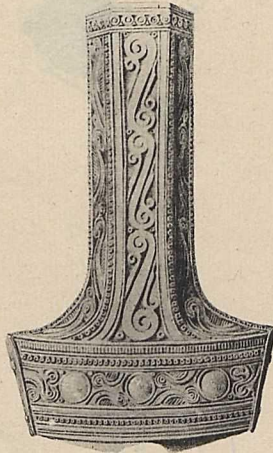
FAYENCEFRAGMENTE VON MYKENAI



DOLCH VON MYKENAI



1.

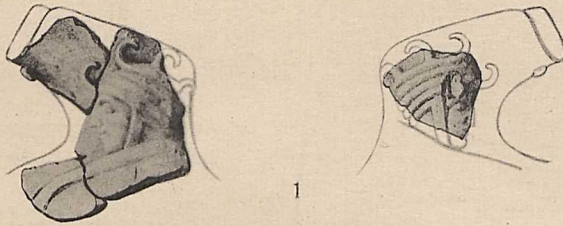


2



3

SCHWERTER UND DOLCH VON MYKENAI



FAYENCEKÄNNCHEN UND DOLCH VON MYKENAI